Allgemeines Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Siebenundfunfzigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1832.

Sicilien.

(Beschluß.)

Nach seiner Rückkehr erlaubte König Franz, durch die Decrete vom 18. u. 19. Aug., allen Neapolitanern, die aus Furcht vor politischer Verfolgung ihr Vaterland verlassen hatten, mit Ausnahme der zum Tode verurtheilten Theilnehmer, die Rückkehr. Die über 54 Personen in Neapel u. über 62 in Sicilien wegen Hochverraths 1820 oder Theilnahme an geh. Secten gefällten Strafurtheile wurden gemildert, Andern die Strafe ganz erlassen. Außerdem that er Mehreres, wodurch er sich das Vertrauen des gebildeten Theils s. Unterthanen und auch die Liebe des Volks erwarb. Er hob z. B. das königl. Vorrecht der Fischerei beim Posilippo auf, wodurch die Bewohner der dortigen Küste bisher in ihrem einzigen Erwerbszweige, dem Fischfang, sehr beschränkt worden waren. Unter den einzelnen Zweigen der Verwaltung bedurfte das Finanzwesen die schleunigste Hülfe. Durch die 9 Revolutionsmonate war ein Deficit von mehr als 16 Mill. Thlr. (10 Mill. Ducati) entstanden. Um dieses zu decken und um das Papiergeld zu vermindern, dessen Menge den Handel niederdrückte, schloß die Regierung 1821 fg. mit dem Hause Rothschild und mit dem engl. Banquier Goodhouse 2 Anleihen überhaupt von 20 Mill. Duc. (à 1 Thlr. 8 Gr.) ab; doch ward erst seit 1822 durch die vom Minister Medici ergriffenen Maßregeln Ordnung in die Finanzzerrüttung gebracht. Dieser hellsehende Staatsmann suchte vor allen Dingen dem Handel

aufzuhelfen. Es ward daher mit 1824 ein neuer Zolltarif eingeführt, nach welchem die Ausfuhr inländischer Erzeugnisse von jedem Zolle befreit, bei der Einfuhr fremder Erzeugnisse aber die Grundlage des Zollbezugs nach dem Werthe aufgehoben, und statt dessen von allen Manufakturen von jeder Beschaffenheit, der auf die feinsten Sorten gesetzte Zoll bezogen wurde. Um das Tabackmonopol zu sichern, ward der Bau des Tabacks (erba santa genannt) nach der königlichen Verordnung vom 24. März 1824, für die Länder diesseits der Meerenge bis auf einige Landstriche unter gewissen Bestimmungen, ganz verboten. Um baares Geld ins Land zu ziehen, schloß der Minister im Febr. 1824 eine neue Staatsanleihe von dritthalb Mill. Pfd. St., im Cours von 88 aufs Hundert, zu 5 pCt. Zinsen, und in 36 Jahren zurückzuzahlen, mit dem londner Hause Rothschild ab, indem er zugleich einen sichern Tilgungsfonds dafür anwies. Dadurch hob sich der Cours der neapolitanischen Staatspapiere bis über 96. Indeß bleibt der Rückstand in den Einkünften des Staats noch immer groß, und betrug 1825 in Ansehung der Grundsteuer, welche diesseits des Faro über 6 Mill. Duc. einbringen soll, an 2 Mill. Ducati. Die wesentlichste Umbildung des alten Zustandes ward durch die Auflösung des durch die Revolution strafbar gewordenen Heeres von 18 Infanterie- und 5 Cavalerieregimentern, sowie aller Milizbataillone, und durch die allmälige Herstellung eines neuen bewirkt. Alle Officiere wurden mit einem Monatssolde verabschiedet und durften nicht mehr Uniform tragen. Auch konnte keiner von ihnen in dem neuen Heere eine Anstellung erhalten, wenn nicht die Scrutiniumsjunta ihn der Gnade des Königs empfohlen hatte. Das nach dem Decrete vom 29. Juli 1822 nach und nach neugebildete Heer sollte aus 12 Corps Garden (casa reale) und 17 a. Corps, darunter 6 auswärtige Regimenter, bestehen. Es wurden daher Irländer und Albaneser in

Dienste genommen; die mit den schweizer Cantonen eingeleitete Capitulation kam aber erst 1825 zu Stande, nachdem man den Bataillons der protestant. Cantons freie Religionsübung in. ihren Besatzungsorten zugesichert hatte. Für die Bildung der Officiere hat man ein Militaircollegium, eine Militairschule und ein Elevenbataillon neu errichtet. Unterdessen hatte die Auflösung der Milizbataillone eine Menge Räuberbanden erzeugt, zu deren Vernichtung der größte Theil des österreich. Auxiliarheeres in beweglichen Colonnen das Land durchzog, die an mehreren Orten bestehenden Kriegsgerichte aber nach dem Standrechte verfuhren. Dabei beobachteten die deutschen Truppen eine musterhafte Mannszucht, und die fremden Militairbehörden zeigten bei jedem Anlaß den größten Eifer, zum wahren Besten des Landes und seiner Bewohner so viel sie vermochten beizutragen. Insbesondere machten sich die österreich. Truppen auch dadurch um Neapel verdient, daß sie die bereits unter Murat begonnene neue Straße am Posilippo, welche den beschwerlichen Weg durch die bekannte Grotte entbehrlich macht, mit dem geringen Kostenbetrage von etwas mehr als 30,000 Ducati zu Stande brachten. Auch wurden die Ausgrabungen von Pompeji aufs neue begonnen. — In Ansehung der auswärt. Angelegenheiten ist das wichtigste Actenstück der sicilianischen Diplomatie seit 1821 der zu Neapel am 18. Oct. 1821, zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Neapel, unter Theilnahme des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen, in Beziehung auf die 3jährige Besetzung des Königreichs beider Sicilien durch ein österreich. Hülfs- und Schutzheer von 55,500 M., abgeschlossene Vertrag. Die darin festgesetzte Verminderung des Besatzungsheeres ward, sowie das organische Gesetz vom 26. Mai 1821 eingerichtet u. die Bildung des neuen neapolitanischen Heeres weit genug fortgeschritten war, nach und nach vollzogen. — Schon 1823 verließen, dem

zu Verona gefaßten Beschluß und dem Vertrage zu Neapel vom 24. April 1823 gemäß, 17,000 M. Oesterreicher das Königreich beider Sicilien. Darauf ward durch den am 31. Aug. 1824 zwischen den Höfen von Wien und Neapel, mit Beistimmung des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen, zu Neapel abgeschlossenen Zusatzvertrag die Stärke des im Königr. beider Sicilien aufgestellten Auxiliarcorps österreich. Truppen auf 33,500 M., und die Dauer dieser Uebereinkunft bis zu Ende Mai 1826 festgesetzt; worauf noch im J. 1824 5000 M. Oesterreicher das Königreich verließen. Da indeß die Bildung des neapolitan. Heeres, bei der Abneigung der Schweizer gegen den neapolitan. Kriegsdienst, nur langsam fortrückte, so ward in Mailand, während der Anwesenheit des Königs Franz I., die Gegenwart anderer Truppen in Neapel und Sicilien, auch nach Erlöschung jenes Vertrags vom 31. Aug. 1824, für nothwendig erachtet, jedoch eine Verminderung des Hülfstruppencorps schon jetzt beschlossen. Der deshalb von dem österreich. Gesandten am sicilianischen Hofe, Grafen v. Fiquelmont, und dem Ritter Medici, am 28. Mai 1825 zu Mailand unterzeichnete dritte Zusatzvertrag (zu dem Hauptvertrage vom 18. Oct. 1821) bestimmte, daß die österreichische Auxiliararmee noch bis Ende März 1827 zur Verfügung Sr. sicilian. Maj. gestellt bliebe, jedoch zur Erleichterung der Finanzen des Königreichs bis auf 15,000, und nach Maßgabe der Zunahme des sicilian. Heeres bis auf 12,000 M. vermindert werden kann. Seitdem haben nach und nach 1827 sämmtliche österreich. Truppen den Rückmarsch angetreten, und der bisherige Oberbefehlshaber Feldmarschall-Lieut. Baron v. Frimont ist, an des verst. Grafen Bubna Stelle, nach Mailand als Generalcommandant der Lombardei berufen worden. Auf der Insel Sicilien, dem Königreiche jenseits des Faro, waren 1821 und 1822 Gesetzlosigkeit und Elend aller Art viel größer

als in Neapel. Das Deficit stieg auf 600,000, und die öffentliche Schuld auf 1 Mill. Unzen (die onza wird zu 3 Thlr. 4 Gr. 8 Pf. auch zu 3 Thlr. 10 Gr. gerechnet). Man mußte daher die Abgabe vom Mehl verdoppeln. Dies reizte das Volk zum blutigen Widerstande. Dazu kam der Unfug, den große Räuberbanden trieben. Allein der österreich. General Graf v. Wallmoden hatte die Insel, welche der Herzog Nicola Filangieri, Fürst v. Cuto, als k. Generalstatthalter regierte, mit 12,000 M. österreich. Truppen besetzt, die, in beweglichen Colonnen das Land durchstreifend, wenigstens die äußere Ordnung u. die öffentliche Sicherheit bald wiederherstellten. Bei der neuen Einrichtung der Verwaltung waren aber in ganz Sicilien kaum 5 Bezirksrichter und noch weniger höhere Beamte zu finden, die nicht Carbonari gewesen wären. Desto größer war die Zahl der Armen, selbst in dem reichen Palermo, und die der politischen Verbrecher, deren man gegen 16,000 verhaftet hatte. Eine von Advocaten, 3 Priestern und 1 Mönch in Palermo angestiftete Verschwörung, um den Statthalter und den Card. Erzbischof Gravina zu ermorden, den General Wallmoden aber zur Unterschrift eines Befehls zu zwingen, nach welchem die Festungen des Landes von den Oesterreichern geräumt werden sollten, ward am 10. Jan. 1822 entdeckt. Hierauf entwaffneten die Oesterreicher das Landvolk und den unruhigsten Stadttheil von Palermo; 28 Verschwörer wurden verhaftet und 9 davon erschossen. Ein königl. Befehl hob sogar alle Zünfte und Innungen, als der öffentlichen Ruhe gefährlich, auf. Es dauerte daher lange, ehe der regelmäßige Gang der Verwaltung ganz wiederhergestellt werden konnte. Dazu kam die Stockung in allen Quellen des Volkswohlstandes und neues Unglück: Palermo ward am 23. Febr. 1823 durch eine furchtbare Feuersbrunst, dann am 5. März nebst einem Theile der Insel durch ein heftiges Erdbeben, und Messina am 14. Mai d. J. durch

eine große Ueberschwemmung verheert. Solche Wunden konnten nur langsam heilen. Die Regierung beförderte wenigstens den innern Verkehr und gab den müßigen Händen Arbeit. Vom Mai 1824 an ward die Dampfschifffahrt zwischen Palermo und Neapel in Gang gebracht, und eine im April 1824 mit dem Baron v. Rothschild zu Neapel abgeschlossene Anleihe von 1 Mill. Ducati ausschließlich für den Straßenbau in Sicilien bestimmt. (5 große Landstraßen sollen künftig die ganze Insel durchziehen.) Gegenwärtig stehen der Card. Gregorio als Vicekönig, und Anton. Mastropaolo, als Minister, an der Spitze der Verwaltung Siciliens, das auch seinen eignen obersten Gerichtshof hat.

Sickingen (Franz v.), kaiserl. Rath und General, berühmt durch s. Heldenmuth, geb. 1481 zu Sickingen oder Sickingheim, unweit Meißenheim im Kraichgau. Von Jugend auf widmete er sich dem Kriege. Wenn ein Schwächerer Klage gegen eine Reichsstadt, oder eine Schuld von einem Vornehmen zu fordern hatte, so übernahm er es, ihm zu seinem Recht zu verhelfen. Er wollte den Despotismus der Fürsten und den Uebermuth der Geistlichkeit brechen. So wenig er auch selbst ein Gelehrter war, so sehr liebte er die Gelehrten. Zuletzt erlag er einer Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen, welche ihm die Reichsacht zuzog, that bei der Belagerung seines Schlosses Landstuhl zwischen Lautern und Zweibrücken einen unglücklichen Fall und starb den 7. Mai 1523, bald nach der Uebergabe.

Sickler (Friedrich Karl Ludwig), Consistorialrath und Director des Gymnasiums zu Hildburghausen, geb. zu Gräfentonne im Gothaischen d. 28. Nov. 1773. Sein Vater hat sich als Pomologe einen Namen erworben. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien ging er nach Paris, wo er als Lehrer im Hause des Banquiers Delessert lebte. Millin's Humanität führte ihn ein in die gelehrtern

Kreise der Hauptstadt. Von dort ging er mit der Familie des preuß. Ministers Wilh. v. Humboldt nach Rom, wo er in der günstigsten Umgebung 6 Jahre verbrachte. In Neapel lernte er das Verfahren bei der Aufwickelung der herculanischen Rollen kennen, was ihm 1817 die Aufforderung verschaffte, sein vervollkommnetes Verfahren bei den zu London befindlichen Rollen anzuwenden. Vielleicht waren die Hoffnungen zu groß, die S. erregte und die Rollen zu verdorben, als daß etwas hätte erreicht werden können. Die Reise war ohne die gewünschten Erfolge. Als ein sehr thätiger Schriftsteller hat sich S. über die verschiedenartigsten Gegenstände verbreitet, aber viele auffallende Behauptungen aufgestellt, welche jeder gelehrten Begründung ermangeln. Außer s. »Geschichte der Obstbaumzucht« (Frankfurt 1802) erschien in dems. J. s. »Geschichte der Abführung und Wegnahme vorzüglicher Kunstwerke« (Gotha), später s. »Almanach aus Rom,« der interessante Forschungen über das Gebiet von Latium enthielt, herausgeg. in Gemeinschaft mit dem verst. Reinhardt (2 Bde.). Verdienstlich sind s. »**Plan topograph: de la campagne de Rome avec explication**« (Rom 1811) (weiter ausgeführt in der »Topographie der Umgegend von Rom,« Weimar 1823, und zu vergleichen mit der »Topographie des ältern und neuern Roms nach dem Engl. des Burton,« Weimar 1823).

Sicyon (Sikyon, jetzt der Flecken Basiliko), eine der berühmtesten Städte des alten Griechenlands, nicht weit von Korinth, nahe am Meer, mit einem Hafen. Die Sicyoner waren durch Friedenskünste berühmt, wie jene durch Kriegsgewalt. Obwohl zur See mächtig, führten sie doch nur selten Krieg; dagegen blühten hier die Musenkünste. Die hiesige Bildhauer- und Malerschule hatte einen großen Ruf. Der kunstreiche Dädalus wird ein Sicyonier genannt; auch war Sicyon eine Werkstätte des Erzgusses, als die griech. Künst-

ler Dipônos und Skyllis gegen die 80. Olymp. hier auftraten. Der Ruhm des einheimischen Flötenspiels, eigenthümliche Tänze, Tragödien in sehr alter Zeit und fröhliche Festspiele, welche die Komödie vorbereiteten, schlossen sich an den Dienst des gefeierten Dionysos an. Auch die Frauen waren wegen ihrer Bildung berühmt. Schon in den ältesten Zeiten bildete Sicyon mit seinen Umgebungen einen kleinen Staat, und es werden mehrere Könige oder Fürsten genannt, die dort geherrscht haben sollen. Bei dem Einfall der Herakliden ward es ein Theil des argivischen Reichs. Späterhin wurde die Demokratie eingeführt, während welcher sich von Zeit zu Zeit Einzelne der Obergewalt bemächtigten. Es behauptete zu den Zeiten der Perserkriege und später seine Unabhängigkeit, litt aber sehr durch die bürgerlichen Kämpfe der Griechen, in denen es bald für, bald gegen Athen Partei nahm. Aratos, gleich groß als Krieger und Mensch, bewog s. Vaterstadt, dem achäischen Bunde beizutreten, in welchem sie längere Zeit eine bedeutende Rolle spielte. Späterhin theilte sie das Schicksal jenes Bundes, und kam unter die Herrschaft der Römer.

Siddons (Mistreß), tragische Schauspielerin, die Schwester der beiden Kemble (s. d.), geb. 1775 zu Brecknock in Wallis, heirathete sehr jung und aus Neigung den jungen Siddons, der kein Vermögen hatte; daher widmete sie sich der Bühne, und trat zuerst in Cheltenham auf. Garrick berief sie 1775 nach London, wo sie zuerst als Porcia auf dem Drurylanetheater in London auftrat. Bald galt sie für die erste tragische Schauspielerin, welche England je besessen. Die beiden Haupttheater Londons buhlten daher stets um ihren Besitz; sie selbst ward mit Ehren und Gunstbezeigungen überhäuft. Ihr Geist ist classisch gebildet, und ihr moralischer Charakter ohne Tadel. Mistreß S. hat einen majestätischen Wuchs, die edelste Haltung und das wohlklingendste und volltönendste Organ. Vielleicht hat nie eine

andere Schauspielerin sie in der Kunst der Stimmenübergänge und des wechselnden Ausdrucks übertroffen. Die Beweglichkeit ihrer Physiognomie, der Ausdruck ihrer Augen, die Grazie ihrer Bewegungen ist, nach dem Urtheil aller engl. Kunstrichter, nie übertroffen worden. Ihre Hauptrollen waren: Lady Macbeth und Katharina in »Heinrich VIII.« Zugleich treibt sie zu ihrem Vergnügen Bildhauerei, und hat namentlich eine Büste von dem amerikan. Präsidenten Adams verfertigt, die allgemeinen Beifall erhalten hat. 1812 verließ sie die Bühne. Vergl. »**Memoirs of Mrs. Siddons,**« von James Boaden (London 1826, 2 Bde.).

Sideralmagnetismus ist zu unterscheiden von **Siderismus** (s. d.), und bedeutet den heilsamen (thierisch-) magnetischen Einfluß der Sterne auf Kranke, dessen man sich zuweilen zur Heilung schwieriger Krankheiten mit Glück bedient hat. Der Name Siderismus wird von der griech. Benennung des Eisens (σιδηρον) abgeleitet, weil das Eisen vorzugsweise u. a. mineralischen Körpern thierisch-magnetisch wirkt; Sideralmagnetismus dagegen stammt von **Sidera** (die Sterne, Gestirne). Die Thatsache ist nicht zu läugnen, da man schon längst den auffallenden Einfluß des Mondes und dessen Wechsels auf den typischen (zeitgesetzlichen) Verlauf verschiedener Krankheiten kennt, und bei der Heilung derselben zu berücksichtigen pflegt. Einige merkwürdige Fälle von der theils heilsamen, theils schädlichen Einwirkung des Mondes und anderer Sterne auf Kranke findet man in Kieser's »Archiv für den thierischen Magnetismus u. s. w.« Die Zeit der kunstgemäßen Anwendung des Sideralmagnetismus ist aber vielleicht noch sehr fern, da man bis jetzt noch sehr wenige Erfahrungen über diesen Gegenstand zu sammeln Gelegenheit hatte.

Siderismus. Nach den Angaben einiger Magnetiseurs wirkt nicht nur der Mensch durch Berührung und Streichen mit den

Händen (Manipulation) Somnambulismus erzeugend und dadurch heilend auf Kranke aller Art ein, sondern auch Thiere, Pflanzen und selbst die sogen. anorganischen Körper, wie Elemente, Metalle und andere Mineralkörper wirken, wenn sie in gehörige Verbindung mit dem Kranken gebracht werden, magnetisch und können alle Erscheinungen des thierischen Magnetismus und so auch Heilung von Krankheiten hervorbringen; und diese Einwirkung heißt Siderismus, wenn Metalle und andere anorganische Körper mit dem Menschen oder Kranken in Wechselwirkung treten. Diese (anorganischen) Körper oder Substanzen heißen daher auch in dieser Beziehung siderische Körper oder Substanzen, und die Kraft, mit welcher sie einwirken, die siderische (sonst magnetische) Kraft. Auf einem hohen Grade von Empfänglichkeit für den siderischen Einfluß der Körper soll auch die **Rhabdomantie** (s. d.) beruhen. Eine wichtige Vorrichtung für die Anwendung des Siderismus zur Heilung von Krankheiten ist das von Mesmer zuerst angegebene siderische Baquet oder magnetische Behältniß (magnetische Batterie, Gesundheitszuber u. s. w.), welches in einer Zusammensetzung siderischer und anderer Körper besteht, die in einem dazu schicklichen Behältniß angebracht sind und durch eiserne Leitungsstangen, auch Schnüre mit dem Kranken in Verbindung gesetzt werden. Mit der Anwendung und Verbesserung des siederischen Baquets haben sich seit Mesmer verschiedene Aerzte angelegentlich beschäftigt, namentlich Kluge, Prescy, Wolfart, vorzüglich aber Kieser, der damit nicht nur merkwürdige Heilungen ausgeführt, sondern auch mannigfaltige Versuche und Erfahrungen darüber gesammelt und eine Theorie der Wirkungsweise dieser wichtigen Vorrichtung zu geben versucht hat. Wolfart in Berlin nennt das siderische Baquet das gemeinsame Leitungsbehältniß, weil er eine Anzahl Kranke zugleich damit in Verbindung setzt, also gemeinschaftlich behandelt. Ueber das Gesammtgebiet

der Erscheinungen, zu denen der Siderismus gehört, s. in Dr. D. G. Kieser's (Hofr. und Prof. zu Jena) »System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus für Naturforscher und Aerzte« (Leipz. 1822, 2 Bde.). Damit mag die, jedoch in sehr entgegengesetztem Sinne auftretende Abhandl. des Dr. Boseri: »Del magnetismo animale,« (Florenz 1826) verglichen werden.

Siderographie, die Vervielfältigung von Bildwerken durch geschnittene Stahltafeln, eine von Charles Heath in England 1820 gemachte und patentirte Erfindung. Schon vor 100 Jahren brauchte man statt der Kupfertafeln Eisen- oder Stahltafeln. Heath erfand eine neue Behandlung. Stahlblöcke oder Platten werden decarbonisirt (des Kohlenstoffs beraubt) und also erweicht, wodurch sie sich beim Stich der Figuren weit besser behandeln lassen als das feinste Kupfer. Ist der Stich oder Einschnitt vollendet, so wird durch ein neues chemisches Verfahren die Platte wieder gehärtet. Nun wird ein gleichfalls carbonisirter Cylinder von Stahl in die Uebertragungspresse (transfer-press) eingeschoben und damit über die eingeschnittenen Figuren der Stahlplatten hingefahren, wodurch sich der Einschnitt der Platte dem Cylinder erhaben aufdrückt, indem der Presse in der Peripherie des Cylinders eine schwingende Bewegung gegeben, und es dadurch möglich wird, daß sich immer eine neue Oberfläche zur Aufnahme des ganzen Stahlschnitts darbietet. Ist nun dieser Cylinder ebenso, wie vorher die Platte, wieder gehärtet, so drückt man damit auf neue eben so zubereitete Stahlplatten oder Blöcke das ursprüngliche Bild der Originalplatte auf, und druckt diese wie gewöhnlich ab. Da nun diese Originalplatte stets bleibt, so können nacheinander noch mehrere Cylinder als Matrizen darauf abgedruckt und sonach das Bild ins Unendliche vervielfältigt werden, sodaß der zehntausendste Abdruck nicht den geringsten Unterschied vom ersten zeigt. In Ackermann's

»Repository of arts« (Nov. 1820) befindet sich eine siderographirte Landcharte der Art. Man kann diese Kunst auf den Druck der Cattune und Callico's (printed goods) anwenden; vielleicht auch auf die Bereitung unnachahmlicher Banknoten, wo jedoch die Lithographie durch die eigene Leichtigkeit, mit welcher sie von den kunstreichsten Werken des Kupfer- oder Stahlstichs Abdrücke zu nehmen weiß, diese Hoffnung vereitelt hat.

Sidney (Algernon), englischer Staatsmann, geb. 1621. Als sein Vater, der Graf von Leicester, zum Oberstatthalter von Irland ernannt war, ertheilte er seinem Sohne Algernon 1641 eine Officierstelle bei seinem eignen Cavalerieregiment. Da gerade die Rebellion in jenem Königreiche ausgebrochen war, so nahm Algernon mit seinem ältern Bruder an dem Kriege gegen die Aufrührer thätigen Antheil, und zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten aus. Als 1642 der Krieg zwischen dem Könige und dem Parlamente in England begann, kehrten beide Brüder zurück und ergriffen in der Folge die Waffen für das Parlament. Algernon ward unter Fairfax Oberster eines Cavalerieregiments. Als sein Bruder 1646 zum Unterstatthalter und Befehlshaber der Truppen in Irland ernannt war, stellte man ihn als Generallieut. der Cavalerie und Gouverneur von Dublin an; das Parlament rief ihn aber bald zurück und ernannte ihn zum Gouverneur von Dover. Als 1649 das Gericht zum Verhöre des Königs gebildet wurde, ward auch S. zum Mitgliede gewählt; indessen ist gewiß, daß er weder bei der Eröffnung des Todesurtheils zugegen war, noch den Befehl zur Vollziehung desselben unterzeichnete. Obgleich er die Hinrichtung Karls I. billigte, so zeigte er sich doch auch als einen ebenso eifrigen Gegner Cromwell's, und als dieser seine angemaßte Macht befestigt hatte, weigerte sich S., sowol unter ihm, als seinem Sohne und Nachfolger, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Er lebte während

dieser Zeit in Zurückgezogenheit zu Penshurst, wo er wahrscheinlich sein vortreffliches Werk über die Regierung: »**Discourses concerning government etc. with his letters, trial, apology, and some memoirs of his life**« (Lond. 1698, 1763, 4.; deutsch von Erhard, Leipz. 1794; u. im Auszuge von Jacob, Halle 1795) verfaßte. Doch ward er zum Mitgliede der Commission, welche den Frieden zwischen Schweden u. Dänemark vermitteln sollte, ernannt, u. war bei Karls II. Thronbesteigung noch mit jenem Auftrage beschäftigt. Eingedenk der Beleidigungen, die er der königlichen Partei zugefügt hatte, und höchst unwillig über die neue Ordnung der Dinge, weigerte er sich, nach England zurückzukehren, obgleich ihm der General Monk dazu rieth. 17 Jahre lang brachte er als ein Verbannter im Auslande zu, oft ohne Geld. Sein Vater erhielt endlich (1677) für ihn nicht bloß die Erlaubniß des Königs, nach England zurückzukehren, sondern auch Verzeihung für alle Beleidigungen, deren er sich schuldig gemacht hatte. Nach dem Tode seines Vaters trat er zur Oppositionspartei. Mehrere seiner Entwürfe, zum Parlamentsgliede erwählt zu werden, wurden durch den Einfluß des Hofes vereitelt. Dadurch aufgebracht, u. zugleich die Gefahren fürchtend, welche von Karl II. und seinem papistischen Nachfolger für die kirchliche und bürgerliche Freiheit zu erwarten waren, verband sich S. mit dem Herzoge v. Monmouth und andern Mißvergnügten, um eine gewaltsame Veränderung des öffentlichen Zustandes herbeizuführen. Im Juni 1683 ward er, nebst Russel und mehreren Andern, wegen einer gemuthmaßten Verschwörung wider das Leben des Königs, verhaftet. Als man den Lord Russel geopfert hatte, ward auch S., welcher nächst jenem für den Hof der gefährlichste Mann war, am 21. Nov. zum Verhöre wegen Hochverraths vor den Oberrichter Jeffries, ein abgehärtetes Werkzeug der Gewalt, gestellt. Es gab keinen andern Beweis des angeschuldig-

ten Verbrechens, als die Aussage des Lords Howard, der Schande des Adels, und doch forderte das Gesetz ausdrücklich zur Ueberführung des Hochverraths 2 Zeugen. Um diesem Mangel abzuhelfen, nahm der Generalfiscal seine Zuflucht zur Anführung mehrerer Stellen aus S.'s »Discourses,« welche sich als Handschrift bei ihm gefunden hatten. Jene Stellen behaupteten die Rechtmäßigkeit des Widerstandes gegen tyrannische Gewalt, und den Vorzug einer freien vor einer willkürlichen Regierung. Obgleich nun außer der Aehnlichkeit der Hand kein Beweis da war, daß jenes von S. geschrieben worden, noch daß er wissend Jemanden seine Papiere mitgetheilt hatte, so wurden doch zur Verhöhnung des Rechts und der gesunden Vernunft jene handschriftlichen Aeußerungen als Stellvertreter des zweiten fehlenden Zeugen angenommen. Seine einsichtsvolle und geistreiche Vertheidigung konnte gegen die von dem Richter angeordnete sklavische Jury (Geschworenengericht) nichts ausrichten, und diese Geschworenen sprachen das Schuldig wider ihn aus. Aus Rücksicht gegen seine Familie ward der entehrende Theil des Urtheils erlassen (S. sollte nämlich gehenkt und geviertheilt werden), und die Strafe in bloße Enthauptung verwandelt. Diese ward am 7. Dec. 1683 vollzogen. Vorher übergab S. den Gerichtspersonen ein Papier, worin er die Unrechtmäßigkeit seiner Verurtheilung zeigte, und mit einem Gebet für die alte Sache, der er von Jugend auf ergeben gewesen war, schloß. Diese Schrift ward in der Folge gedruckt. Er litt mit Gleichmuth den Tod. Eine der ersten Wirkungen der engl. Revolution (zu Gunsten Wilhelms von Oranien) war, daß die Schande, womit S.'s Andenken befleckt war, ausgelöscht wurde. Seitdem wird sein Name bei Allen, die sich zu den Grundsätzen einer freien Regierung bekennen, in Ehren gehalten. Seine »Discourses on government« haben bleibenden Werth durch Kraft der Darstellung, Ideenreichthum, Eifer

für Sicherstellung und Veredlung der engl. Verfassung, und durch anziehende historische Erörterungen.

Sidney, Hauptstadt von Neusüdwallis, gegründet 1788 von Cap. Philipp, erstem Gouverneur dieser britischen Niederlassung (33° 51′ 33″ S. Br.), läßt sich, nach des russ. Cap. Bellinghausen Zeugniß vom J. 1820, mit den schönsten Städten Europa's vergleichen. Gerade und breite Straßen, schön gebaute Häuser, Theater, große Magazine, reizende Gärten u. s. w. kündigen Fleiß, Handel, Bildung und Wohlstand an. Der letzte Gouverneur Macquarrie legte Hospitäler, Casernen, Arbeitshäuser, Fabriken und Schulen (auch für die Kinder der wilden Eingebornen) an. Schiffe führten die Produkte des Landes nach China und beiden Indien. Schon haben sich viele Briten aus freiem Willen, des Handels wegen, daselbst niedergelassen. Aus den Druckereien zu Sidney erhält das Australland 3 Zeitungen und Bücher. Man findet darin die Berichte der dasigen Ackerbaugesellschaften. Auf die Bildung der Indianer, welche in den Umgebungen von Sidney wohnen, hat dies jedoch wenig Einfluß. Diese treibt nämlich ein gewisser Instinct zum wilden Leben, den man bei der stumpfsinnigen Race aller Südseeinsulaner vom Papua- oder Negergeschlecht überhaupt wahrgenommen hat, selbst nach jahrelangem Aufenthalt unter den Europäern, immer wieder in die Wälder zurück. Zum Glück sind diese Wilden weder zahlreich noch kriegerisch genug, um dem Gedeihen der britischen Ansiedelung bedeutende Hindernisse in den Weg zu legen.

Siebenbürgen, 1) (Geogr.), österreich. Großfürstenthum, grenzt nördlich an Ungarn, östlich an die Bukowina und Moldau, südlich an die Wallachei, westlich an die banatische Militairgrenze und Ungarn; enthält 1109⅘ QM., mit 2 Mill. Ew. Von den Karpathen, welche es im Halbkreise umgeben, verbreiten sich überall Gebirgs-

zweige. Die höchsten Berge sind: der Butsetsch 8160 Fuß, der Szurul 7122 Fuß, der Retyczat 7800 Fuß hoch. Von den vielen Flüssen sind: der Szamosch, Marosch, weiße und schwarze (reißende) Körös, Kokel; von den Seen: der Hodosch, Tscheger, St. Annensee die größten. Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber, Galmei, Steinsalz, Farbenerden, Edelsteine, Steinkohlen, Wein, Getreide, Taback, Safran, Flachs, Obst, Seide. Acker=, Wein= und Obstbau. Vieh= und Bienenzucht, Bergbau, Goldwäschen, Tuch=, Leinwand= und Baumwollenzeugwebereien, Leder= und Hutfabriken, Handel mit Wolle, Flachs, Wollen= und Leinenwaaren, Bergwerkserzeugnissen, Wein, Getreide, Holz. Nach den drei Nationen: Ungarn, Szekler und Sachsen, welche das Land bewohnen, ist das Land eingetheilt in: a) Land der Ungarn, mit Inbegriff der Theile der siebenbürgischen Militairgrenze 692⅓ QM. groß, mit 12 Gespannschaften und 2 Distrikten. b) Land der Szekler, mit Einschluß der Grenztheile 222½ QM. groß, mit 8 Stühlen. c) Land der Sachsen, mit den Theilen der Militairgrenze 204 QM. groß, mit 4 Stühlen, 2 Distrikten und 13 Taxalörtern. Von Siebenbürgen bildet der Grenzbezirk die österreichisch Siebenbürgische Militairgrenze, 253 QM. groß, mit 157,700 E., welche in die beiden wlachischen, beiden Szekler und in den Szekler Husaren=Regimentsbezirk eingetheilt ist. Die Hauptstadt des Großfürstenthums ist Hermannstadt im Lande der Sachsen. 2) (Gesch.). Der Name Siebenbürgen kommt nicht von sieben Burgen her, sondern die 1143 aus den Rheingegenden, wo (im ehemaligen Stifte Köln) ein Siebengebirge ist, gekommenen deutschen Colonisten brachten diesen Namen auf. Die lat. Benennung: Transylvanien, bezeichnet ein Land, das jenseits der karpathischen Gebirgswaldungen liegt, und der ungarische Name Erdely eine waldige und bergige Gegend. Siebenbürgen war ehemals ein Theil von Dacien. Vom 5.

Jahrh. an ward es nacheinander von verschiedenen Völkern eingenommen. König Stephan I. von Ungarn eroberte Siebenbürgen (1004), und machte es zu einer ungarischen Provinz, die durch Statthalter (Woiwoden) regiert ward. Der Woiwode Joh. Zapolya erhielt nach einem Kriege gegen seinen Mitbewerber um die ungarische Krone, den nachmaligen Kaiser Ferdinand I., durch Vertrag (1535) Siebenbürgen als ein souveraines Fürstenthum. Er war dabei von den Türken unterstützt worden, welche von dieser Zeit an sich oft in die Angelegenheiten Siebenbürgens mischten, und die Fürsten aus den Häusern Zapolya und Batori gegen die ungarischen Regenten aus dem öster. Hause begünstigten. Unter den nachfolgenden Fürsten waren Bethlen Gabor und Georg Rakotzy gefährliche Feinde für das Haus Oesterreich. Leopold I. unterwarf sich endlich (1689) Siebenbürgen völlig, und die Pforte gestand im Frieden zu Karlowitz (1699) dem Hause Oesterreich die Oberherrschaft über dieses Land zu, das jedoch seine eignen Fürsten behielt. Nachdem das fürstl. Haus (1713) mit Michael Apafi II. ausgestorben war, wurde Siebenbürgen ganz mit Ungarn vereinigt. Maria Theresia erhob es 1765 zu einem Großfürstenthum.

Sieben freie Künste, s. Kunst.

Siebengebirge, Gebirge im preuß. Reg. Bez. Köln, Bonn gegenüber, eine Fortsetzung des Westerwaldes. Der höchste Berg, der Löwenberg, ist 1896 Fuß über dem Meere hoch.

Siebenjähriger Krieg, heißt der merkwürdige Krieg, der von den Jahren 1756 bis 63 zwischen den größten Mächten Europa's und Friedrich II. geführt wurde. Der wiener Hof, der den Verlust von Schlesien nicht vergessen konnte, entwarf für Preußen die verderblichsten Pläne, um dieses, vermittelst eines Bündnisses unter den großen europäischen Mächten, gänzlich zu unterjochen. Friedrich II., durch

die geheime Correspondenz eines sächsischen Canzellisten von den Verhandlungen des österreichischen, russischen und sächsischen Hofs unterrichtet, rüstete sich und, da er auf seine Anfrage nur eine zweideutige Antwort vom wiener Hofe erhielt, rückte er sogleich im August 1756 in Sachsen ein, besetzte Dresden, ging dann nach Böhmen, lieferte dem österreichischen Feldmarschall Brown bei Lowositz eine Schlacht, machte die sächs. Armee kriegsgefangen und bezog nun in Sachsen die Winterquartiere. Auf Anregen des wiener Hofes, welcher jenen Einmarsch in Sachsen für einen Bruch des westphäl. Friedens erklärte, mußte der Reichstag in Regensburg die Stellung einer Reichsexecutionsarmee beschließen; Rußland und Frankreich nahmen ebenfalls Antheil, zwangen auch Schweden zum Beitritt, und die größten Mächte Europa's standen nun im Kampfe gegen Friedrich, der nur England zum Alliirten hatte. Friedrich rückte, mit Schwerins Heere vereinigt, 1757 in Böhmen ein, lieferte den 6. Mai die mörderische Schlacht bei Prag, griff den 18. Juni den Feldmarschall Daun bei Collin an, wo er aber, mit einem Verluste von 10,000 Mann geschlagen wurde. Einem französ. Heere unter Soubise ging er nach Thüringen entgegen, das er leicht aus Erfurt vertrieb, aber nachher bei einem abermaligen Vordringen dieser Truppen, sie und die Reichsarmee in der merkwürdigen Schlacht bei Roßbach (5. Nov.) total schlug. Mit unglaublicher Schnelle eilte er nun nach Schlesien, schlug mit einer kleinen, abgematteten Armee am 5. Dec. bei Leuthen das Daunsche Heer; und da die Russen sich gegen die polnische Grenze zurückgezogen hatten, und die Schweden ebenfalls ihre Thätigkeit verloren, so war Friedrichs Lage dadurch sehr günstig geworden. Im folgenden Jahre traten Prinz Ferdinand von Braunschweig, und der Erbprinz, nachher Herzog von Braunschweig, mit ihren militairischen Genies auf. Friedrich nöthigte die Russen durch die blutige

Schlacht bei Zorndorf (26. Aug.) zum Rückzug und wendete sich wieder nach Sachsen und ob er zwar gleich bei Hochkirch bei dem Ueberfalle von Daun in der Nacht auf den 14. Oct. über 3000 Mann, einen großen Theil der Artillerie und den berühmten General Keith verlor, so wußte er doch seinen Feinden bald neue Furcht einzujagen; er zwang in Schlesien die Oesterreicher zur Aufhebung der Belagerung von Neisse, eilte wieder nach Sachsen und trieb Daun, der Dresden belagerte, nach Böhmen zurück. So sah Friedrich am Ende dieses 1758ger Feldzuges fast alle seine Staaten, außer Preußen, von den Feinden gereinigt. Der Anfang des Feldzugs von 1759 war für den König nicht ganz glücklich, obgleich Prinz Heinrich die Reichsarmee aus Sachsen vertrieben hatte. Beim Vordringen der Russen sammelte er alle möglichen Truppen, griff sie den 12. Aug. bei Kunersdorf (unweit Frankfurt) an; und schon war die Schlacht gewonnen, als plötzlich Laudon mit 12,000 Oesterreichern ihm den Sieg entriß, wobei zugleich der berühmte Kleist den Heldentod fand. Des Königs Lage war jetzt äußerst gefährlich, die Russen als Sieger in seinen Erbstaaten, Daun mit einem zahlreichen Heere in der Lausitz, Sachsen von der Reichsarmee überschwemmt. Dennoch rettete ihn die feindliche Nichtbenutzung ihres Sieges und die Feinde sahen sich am Ende des Feldzuges fast überall zurückgedrängt. Indessen schien das Jahr 1760 den König seinem Untergange zu nähern, der nun nach Schlesien, wo die Sachsen sehr schlecht standen, ging und sich bei Liegnitz bloß mit seinen 30,000 Mann zu verschanzen suchte. Er wußte den Laudon zu schlagen, brach nach Berlin, wohin ein feindliches Corps gedrungen war, auf und wendete sich, da diese sich entfernt hatten, nach Sachsen, wo er bei Torgau den 3. Nov. dem Feinde eine mörderische Schlacht lieferte, die durch den tapfern Ziethen gewonnen wurde, sodaß nun Friedrich seine Winterquartiere in Sachsen nehmen

konnte. Nach diesem Feldzuge fing man zwar an, ernstlich an den Frieden zu denken, allein Oesterreichs Haß nahm keine Friedensvorschläge an und Friedrich übernahm nun 1761 die Vertheidigung von Schlesien, wo sich das Kriegsglück verschiedentlich wendete, bis auf einmal zu Anfange des Jahres 1762 der Tod der russischen Kaiserin Elisabeth der Sache des Königs von Preußen eine glücklichere Wendung gab. Peter III., ein persönlicher Freund und Bewunderer Friedrichs II., schloß im März einen Waffenstillstand mit diesem und den 5. Mai Frieden; und obgleich der frühe Tod dieses Kaisers das Bündniß trennte, so nahm doch Catharina II. keinen weitern Antheil an dem Kriege und der König, von einem so furchtbaren Feinde befreit, erlangte ein um so größeres Uebergewicht, da auch Prinz Ferdinand und Prinz Heinrich mehrere Siege erfochten. Dennoch bot Friedrich zu dem Frieden die Hand, der denn auch am 15. Febr. 1763 zu Hubertsburg in Sachsen zwischen Oesterreich, Frankreich, Sachsen und Preußen unterzeichnet wurde, und wodurch alle Theile ihre Besitzungen wieder erhielten. Mit dem höchsten Ruhme gekrönt, kehrte Friedrich II., der Große, aus diesem Kampfe zurück. — Eine lesenswerthe »Geschichte des 7jährigen Kriegs« haben wir dem Hrn. von Archenholz zu verdanken.

Siebenschläfer werden in der christlichen Alterthums-Legende sieben Brüder aus Ephesus genannt, die zur Zeit der Christenverfolgung unter Decius i. J. 351 sich in eine Höhle flüchteten, hier einschliefen und erst nach 155 Jahren unter Kaiser Theodosius wieder erwachten. Eine Fabel, welche der vom Epimenides entlehnt zu sein scheint.

Siebenschläfer (mus glis, L.), Schlafratte, Rollmaus, Billich, Mauseichhorn rc., gehört zu den Winterschläfern, die eine Familie des Mäusegeschlechts ausmachen. Dieses bis zum Schwanze,

der allein fast 5 Zoll hat, $6\frac{3}{4}$ Zoll lange Thier, dessen Fell ein dem Grauwerk ähnliches Pelzwerk gibt, lebt im südl. Europa. Im Herbste futtert es Löcher in der Erde, in Bäumen und Felsen mit Moos und Laub aus, schläft ein, erstarrt, und erwacht, wenn die Wärme 11 oder 12 Grad hat. Es nährt sich von Nüssen, Eiern, Vögeln ꝛc. Die alten Römer liebten das Fleisch des Siebenschläfers und mästeten diese Thiere in Glirarien. Noch jetzt werden sie in Italien, Krain und Steiermark theils frisch gebraten, theils eingesalzen gegessen.

Sieben Weise, s. Griechische Literatur.

Sieben Wunder, s. Wunder der Welt.

Sieden oder **Kochen** heißt, eine Flüssigkeit in einem offenen Gefäße bis zu dem Grade erhitzen, daß sie aufwallt und sich in Dampf verwandelt. Das Verdampfen der flüssigen Körper ist höchst wahrscheinlich nichts weiter als eine bloß mechanische Verbindung des Wärmestoffs mit dem Wasser. Der Wärmegrad, bei dem die verschiedenen Flüssigkeiten sieden, ist sehr verschieden. Am schnellsten sieden geistige Flüssigkeiten, nächstdem das reine Wasser, ungleich schwerer Oele. Der Wärmegrad, wobei eine Flüssigkeit siedet, heißt für sie der **Siedepunkt**. Die Physiker benutzen den Siedepunkt u. A. zur Bestimmung eines festen Punkts für die Grade des Thermometers. Dieser Siedepunkt ist jedoch nur beim völligen Sieden und bei einerlei Druck der Atmosphäre beständig. Welchen Einfluß der Druck der Luft habe, beweisen die Versuche, daß in der luftleeren Kugel das Wasser schon durch die Wärme der menschlichen Hand zum Sieden gebracht wird, und daß es dagegen in dem papinianischen Digestor, wo es seine Dämpfe nicht verbreiten kann, einen ungeheuern Grad der Hitze annimmt. Bei dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre ist der Siedepunkt des Regenwassers 212 Grad Fahrenheit, des Alkohols nur 174, hingegen des Quecksilbers 600. — In der

technischen Chemie gebraucht man den Ausdruck **Sieden** in einer a. Bedeutung, nämlich für die Darstellungsart der Salze aus ihren Laugen, u. spricht in diesem Sinne z. B. vom Salz-, Alaun ꝛc. sieden.

Siegel. Ihr Gebrauch ist sehr alt. In den Zeiten, wo die Kunst des Schreibens auch unter den höhern Ständen nicht allgemein war, vertrat das angehängte Siegel die Stelle der Unterschrift, sodaß an dem Wahldiplom der ungarischen Reichsstände für Wladislaw I. vom J. 1440, 88 Siegel, und an der Beschwerdeschrift, welche die böhmischen Stände 1415 der Kirchenversammlung zu Konstanz übergaben, gar 350 Siegel hängen. Um die Siegel vor der nicht sehr schwierigen Verfälschung zu bewahren, wurde oft ein Gegensiegel (contrasigillum, Secretsiegel, privy seal in England) auf den Rükken des größern Siegels gedruckt, welches in Deutschland zuerst unter Kaiser Heinrich III., in Frankreich unter Ludwig VII. geschehen ist. Diese kleinern Siegel wurden in der Folge bei minder wichtigen Ausfertigungen angewendet.

Siegelerde, eigentlich lemnische Erde (terra sigillata), ist eine Art Bolus, der auf der Insel Lemnos, jetzt Stalimene, gefunden wird. Die Alten schrieben ihr die Kraft zu, die Schärfe ätzender Gifte zu hemmen, Blutflüsse zu stillen ꝛc. Man nannte sie Siegelerde, weil man die daraus gebildeten Kügelchen, mit welchen, als einem unschätzbaren Arzneimittel, starker Handel getrieben ward, durch das Siegel des Fundorts bezeichnete, theils um dadurch den eingebildeten Werth noch mehr zu erhöhen, theils aber auch um die Verfälschung zu verhüten. Indessen zog man diesen Artikel nicht bloß aus Lemnos, sondern überhaupt aus dem Orient, ja selbst aus Malta. Jetzt wird er auch in Frankreich und Deutschland gefunden. Dem armenischen Bolus gab man wegen seiner Feinheit den Vorzug. Jetzt brauchen vernünftige Aerzte weder Siegelerde, noch sonst einen Bolus

zu medicinischen Zwecken, weil man sich nicht nur von der Kraftlosigkeit, sondern auch von der Schädlichkeit dieser Mittel überzeugt hat.

Siegelkunde (Sphragistik), ein Theil der Urkundenlehre oder Diplomatik, die zu den historischen Hülfswissenschaften gehört. Die alten Siegel stellten entweder die Personen, von denen sie geführt wurden, zu Fuß dar (sigilla pedestria), oder zu Pferde (sigilla equestria), oder die Figuren bezogen sich sinnbildlich auf die Würde. Sie sind gewöhnlich rund oder oval, und in Gold, Silber, Blei, am gewöhnlichsten aber in Wachs von verschiedener Farbe geprägt. Die Farbe des Wachses deutet die Verschiedenheit der Personen, selbst des Standes an. Um die Mitte des 16. Jahrh. ward das Siegellack (span. Wachs) gebräuchlich. Die älteste, bis jetzt bekannte, mit Lack gesiegelte Urkunde ist von 1554. Die Siegel werden entweder unter die Urkunden gesetzt, oder sie hangen an einem Bande od. einer Schnur in einer Kapsel, Bulle, daran. Da die Siegelkunde, deren Schöpfer in geschichtlicher Hinsicht Heineccius durch s. großes Siegelwerk 1709 wurde (neue A., Lpz. 1719, Fol.), für die Beglaubigung und nähere Bestimmung einzelner Thatsachen, sowie für die Kenntniß der alten Kleidung und Bewaffnung, auch für die Geschichte der alten Stempelschneidekunst (diesen noch nicht gehörig erforschten Zweig der altdeutschen Kunst) sehr wichtig ist, so darf man von den Untersuchungen unserer Kenner des deutschen Alterthums auch für die Sphragistik viel Aufklärung hoffen.

Siegenbeeck (Matthias), Prof. der holländ. Literatur an der Universität Leyden, geb. 1773 zu Amsterdam. In s. »Abhandlung über die holländ. Orthographie« stellte er ein ganz neues System der Rechtschreibung auf, das von den gelehrten Gesellschaften gebilligt und von den Regierungsbehörden in Anwendung gebracht worden ist, weil es alle Willkür ausschloß und die Rechtschreibung auf Einheit und

Gesetzmäßigkeit zurückführte. Dieser Wiederhersteller der holländ. Sprachreinheit schreibt ein Latein, welches nicht weniger gediegen und elegant ist als seine holländ. Prosa. Auch ist S. ein trefflicher Kanzelredner, und in Holland, wo die geistige Beredtsamkeit auf einer hohen Stufe der Ausbildung steht, halten nur Wenige mit ihm einen Vergleich aus.

Sieglitz, 2298 Fuß hoher Berg im Fürstenthum Reuß.

Siena, in einer schönen Gegend belegene alte und große Stadt im Großherzogthum Toscana, war im Mittelalter eine der mächtigsten freien Städte Italiens, mit mehr als 150,000 Ew. Nach dem Verlust ihrer Freiheit durch Großherzog Cosmo I. sank sie so herab, daß sie jetzt nur 24,000 Ew. zählt, deren größter Theil sich durch Manufacturen und Fabriken von wollenen Zeugen, Hüten, Leder und Darmsaiten ernährt. Die Straßen sind mit Backsteinen gepflastert, krumm und höckericht. Die prächtige erzbischöfl. Hauptkirche, in der Mitte des 13. Jahrh. von Giov. Pisani erbaut, ist mit weißem, schwarzem und aschgrauem Marmor reichlich überzogen und mit Standbildern von Päpsten u. a. Sehenswürdigkeiten und Denkmälern des Mittelalters verziert. In dem Kloster bei der neuen Augustinerkirche ist eine öffentliche Bibliothek und in den andern Klöstern der Stadt sind sehr schätzbare alte Gemälde. Der Marktplatz, auf dem zur Carnevalszeit die Pferderennen und die Faustkämpfe der Edelleute gehalten werden, hat eine muschelförmige Vertiefung und ist sehenswerth. Auch das neue Opernhaus, das Thor Camollia und der Springbrunnen (Fonte Gaja) auf dem großen Marktplatze sind sehr schön.

Sierra, span., Serra, portug.: Gebirge, Gebirgskette.

Siéyes (Emanuel Joseph, Graf v.), geb. den 3. Mai 1748 zu Frejus, der Sohn eines Landeigenthümers, kam im 14. Jahre auf ein Jesuiter-Seminarium nach Paris und bei einem zehnjährigen

Verweilen daselbst erzeugte sich bei ihm eine Düsterheit und Neigung zur Einsamkeit, die zu dem in der Folge behaupteten Charakter den Grund legte. Nach Verlassung des Seminars ward er Doctor der Theologie und 1775 Domherr und Kanzler der Kirche von Chartres, die er bei der Oberkammer der Geistlichkeit zu Paris (seinem beständigen Wohnorte) repräsentirte. Im J. 1788 erklärte er sich zuerst gegen die Unordnungen in der Regierung, machte sich auch bald durch die Abh. über die »Rechte des Bürgerstandes« (Qu'est ce que le tiers-état?) berühmt und befand sich bei Eröffnung der Ständeversammlung unter den Abgeordneten des Standes, für den er sich so lebhaft interessirt hatte. Im J 1792 wurde er 60 Meilen von Paris entfernt, zum Deputirten dreier Departements beim National-Convente ernannt und er — erhielt sich bei allen Stürmen, wurde 1795 Mitglied im Rathe der 500, nachher auch 1798 Gesandter der Republik am preußischen Hofe und hatte in der Folge in Verbindung mit Bonaparte den wichtigsten Antheil an dem 18. Brumaire. Er und Ducos regierten neben jenem als Consuln. In der Folge überließ er sich als Mitglied des Erhaltungs-Senats, einer philosophischen Ruhe auf dem von der Nation ihm geschenkten Landgute Crosne; dennoch ward er, als Napoleon von Elba zurückkam, in die Pairskammer desselben berufen und dagegen 1816 vermöge der königl. Ordonnanz gegen die Königsmörder aus Frankreich verbannt. Er ging nach Brüssel. — Ueber den politischen und moralischen Charakter dieses merkwürdigen Mannes hat es sehr viel widersprechende Meinungen gegeben. Behutsam und vorsichtig, fand er es öfter besser, zu schweigen, obgleich Mirabeau dieses Stillschweigen laut für einen Staatsverlust erklärte. Gewöhnlich arbeitete er in den Ausschüssen, mischte sich sorgfältig in Nichts, u. suchte, so viel als möglich, sich den Schein einer gänzlichen Unbedeutendheit zu geben, um den Stürmen, die er

herannahen sah, zu entgehen. »Siéyes,« so urtheilt ein glaubwürdiger Zeuge, der Domherr Meyer, »ist ein scharfsinniger Denker, der das Wohl seines Vaterlandes durch kluge Vorschläge gern recht dauerhaft gründen wollte: wenn das Spiel der Privatleidenschaften die Stimme der Weisheit überschrie, so schwieg er und beklagte es im Stillen, daß schlechte Menschen sich in die schöne Sache der Revolution gemischt hätten.

Sigeum, ein berühmtes Vorgebirge der asiatischen Küste mit einer Stadt gl. N., unweit Troja, in dessen Nähe sich das griech. Lager im trojanischen Kriege befand. Dort hatte Achilles s. Flotte ans Ufer gezogen, und dort war er auch nebst s. Freunden, Patroklus und Antilochus, begraben. Noch erblickt man daselbst große Grabhügel, die man für die ihrigen gehalten hat. Merkwürdig ist die sigeische Inschrift, welche sich dort auf einem Marmorsitze fand, und welche man zum Theil, so viel davon in äolischer Mundart ist, für älter als den Dichter Simonides hält. Die Umwohner betrachteten dies uralte Denkmal als eine Art von Schutzheiligthum, und die Kranken setzten oder legten sich darauf, wodurch die Schrift viel gelitten hat. Doch ist sie vollständig copirt, und auch durch Lord Elgin neuerlich selbst nach England gebracht worden.

Signalkunst, die Fertigkeit, mittelst gewisser Zeichen in der kürzesten Zeit Nachrichten und Befehle von einem Orte zum andern zu bringen. Hierher gehört der Telegraph, der aus einer Verbindung verschiedener Balken besteht, die durch eine gewisse, ihnen zu ertheilende Bewegung in mannigfaltige Formen gestellt werden können, wo jede Stellung ein Wort oder eine Sache ausdrückt. Befinden sich nun auf hohen, sich auszeichnenden Gegenständen in gewisser Entfernung dergleichen Instrumente aufgerichtet, und theilt das eine dem andern die ihm zugekommenen Zeichen schnell mit, so ist man dadurch im

Stande, eine Nachricht über sehr weite Räume in sehr kurzer Zeit zu bringen. 27 Telegraphen verpflanzen Nachrichten von Paris nach Calais in 3 Minuten, 22 Tel. von Lille nach Paris in 2 Min., 46 Tel. von Straßburg nach Paris in 6½ Min., 50 Tel. von Lyon nach Paris in 8 Min., und 80 Tel. von Brest nach Paris in 10 Min. Den Versuch, sich im Hauptquartiere leicht gebauter Telegraphen zu bedienen, hat man aufgegeben. Auch Luftballons, die an Leinen befestigt sind, lassen sich zum Signalisiren gebrauchen. Vorzüglich wird die Signalkunst auf Kriegsschiffen angewendet, wo die Befehle vom Admiralsschiffe mittelst Aufziehen gewisser Flaggen von verschiedenen Farben und Gestalten, nach der Anleitung des Signalbuchs, ertheilt werden. Die Repetitionsfregatte wiederholt für die von dem des Befehlshabers entfernteren Schiffe die Signale, welche nicht allemal in der ganzen Linie sichtbar sind. Die Tagssignale lassen sich leicht in andere verändern, indem Alles bloß von der Bezeichnung der Ziffern durch Farben abhängt. Man bezeichnet sodann durch eine Flagge die Nummer des neuen Schlüsses für die Signale. Bei Nacht hilft man sich durch Laternen, Kanonenschüsse, Raketen, Blickfeuer u. s. w. Auf einzelnen Schiffen bedient man sich der Schiffspfeifen, die einen sehr durchdringenden Schall haben, wo jeder Ton ein dem Schiffsvolke erkenntliches Zeichen ist. Bei Landtruppen wird durch Kanonenschüsse oder durch den Trommelschlag, jetzt hauptsächlich durch besondere Hörner oder Trompeten, signalisirt, wodurch man das Vorrücken, den Angriff oder den Rückzug der einzelnen Corps andeutet.

Silber. Dieses edle Metall hat eine etwas ins Gelbe spielende, glänzend weiße Farbe, einen mehr verschmolzenen als hakigen Bruch und ein 11faches specif. Gewicht. Es ist spröder als Gold, weicher als Kupfer, und nach dem Gold das dehnbarste und geschmeidigste Metall. Es schmilzt früher als Kupfer beim Eintritte der

Braunglühhitze, ist für sich in ruhiger Luft nicht flüchtig, obwol starker Luftstrom und a. flüchtige Stoffe seine Verflüchtigung befördern. Durch heftiges Glühen in offenen Gefäßen überzieht es sich mit einer grünlichbraunen Haut, und diese ist bis jetzt das einzige bekannte Silberoxyd. Der Schwefel, mit welchem sich das Silber sehr leicht verbindet, macht dasselbe leicht flüssiger. Salpetersäure ist das beste Auflösungsmittel des Silbers, während Salzsäure dasselbe gar nicht angreift, dagegen einen Niederschlag desselben als sogen. Hornsilber bewirkt. Mit dem Quecksilber verbindet es sich leicht zu Amalgam, ebenso mit dem Blei, welches wegen seiner leichten Oxytirbarkeit als Vehikel der Ausscheidung eines oft sehr geringen Silbergehalts durch die sogen. Treibarbeit dient. Auch das Kupfer vereinigt sich mit dem Silber, und bekanntlich ist das Silber zu Münzen und Geschirren mit mehr oder weniger Kupfer versetzt, weil es dadurch an Härte gewinnt. Die Scheidung des Kupfers von Silber auf dem trockenen Wege ist eine ebenso schwierige als wichtige Aufgabe, welche im Großen durch die Saigerarbeit gelöst wird. — Kein Metall hat so viele Erze als das Silber, welches auch theils auf dem Umstande beruht, daß bei dem hohen Werthe des Metalles auch solche Mineralien, die nur wenige Procente enthalten, schon als reiche Erze zu betrachten sind.

Silberflotte hieß die Flotte, welche vormals alle Jahre aus dem spanischen Amerika nach Europa segelte, und die Ausbeute der dortigen Bergwerke an Gold, Silber, a. Metallen und kostbaren Waaren überbrachte. Gegenwärtig kommen nur einzelne Schiffe mit diesen kostbaren Erzeugnissen nach Spanien.

Silbermann (Gottfried), Hof- und Landorgelmacher zu Freiberg, geb. 1683 zu Kleinbobritsch bei Frauenstein in Sachsen, starb 1756. Sein Bruder zu Straßburg, bei dem er die Orgelbaukunst gelernt hatte, hinterließ 3 Söhne, von denen der älteste, Johann

Andreas (geb. 1712, gest. 1783), als Orgelmacher, und der jüngste, Johann Heinrich, als Fortepianobauer in Straßburg und überhaupt in Frankreich den Ruf d. N. fortgepflanzt haben.

Silen (Silenus), nach der Fabel der Erzieher und Begleiter des Bacchus. Einige machen ihn zum Sohne des Mercur oder des Pan mit einer Nymphe, Andre lassen ihn aus dem Blute des Uranus entsprungen sein. Nach Pindar war eine Nymphe Nais, nach A. eine Nymphe von Malea auf der Insel Lesbos seine Gemahlin, die ihm den arkadischen Centauren Pholus gebar. Er erzog den Bacchus, unterrichtete ihn in allen Wissenschaften, und ward nachher sein beständiger Gesellschafter. Den begeisternden Trank seines Zöglings liebte er so sehr, daß er fast immer in demselben berauscht, und dadurch zu erhabenen Gesängen entflammt war. So binden bei Virgil den Trunkenen 2 junge Satyrn mit Kränzen, um ihn zum Gesange zu nöthigen. So fing ihn auch Midas, nachdem er sich aus einer mit Wein gefüllten Quelle berauscht hatte, und ließ sich mit ihm in ein tiefsinniges philosophisches Gespräch ein. Im Gigantenkriege stand er den Göttern bei, und schreckte die Riesen durch das ihnen unbekannte Geschrei seines Esels. Von ihm entstand ein ganzes Geschlecht von Silenen. Eigentlich versteht man unter den Letztern alte Satyrn, deren Charakter heitere, stille Ruhe und Gutmüthigkeit ist. Sie haben einen krausen Bart, eine platte Stirn und Glatze. Das Haupt des ganzen Geschlechts ist der obige Erzieher und Begleiter des Bacchus, kenntlich durch den Kantharus oder Weinschlauch, den er oft bei sich trägt. Auch wird er häufig von den übrigen Silenen dadurch unterschieden, daß er auf einem Esel reitend, oder neben dem Bacchus hergehend vorgestellt wird. Eine gewöhnliche Darstellung des Silen ist auch die, daß er den jungen Bacchus

im Arme hält. Er kommt auch kelternd und ganz behaart vor. Letzteres als komische Carricatur.

Silesius, s. Angelus.

Silfverstolpe, 1) (G. A. v.), Pfarrer, k. schwedischer Kanzleirath und Historiograph, geb. 1772. Seine »Geschichte Schwedens« (Stockh. 1805), übertraf alle bisherige, was Anordnung und Styl betrifft. Er starb den 4. Sept. 1824 zu Söderköping. — 2) **Silfverstolpe** (Axel Gabriel), k. schwed. Kammerherr, Secretair am Ritterhause, Ritter des Nordsternordens, ein sehr mittelmäßiger Dichter (von seinen Gedichten, 1801, erschien 1814 eine neue Ausg.), fleißiger Uebersetzer, correcter Nachahmer und Verf. einer geschätzten allgemeinen Sprachlehre (Stockh. 1814), starb 1816.

Silhouette, das Schattenbild eines Menschen, wenn der Umriß desselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist, in welche bisweilen mit weißen Strichen die innern Linien leicht hineingezeichnet sind. Solche Schattenbilder erhielten den Namen Silhouette zuerst spottweise nach einem franz. Finanzminister, Etienne de Silhouette, welcher 1759 Generalcontroleur und Minister wurde. Ein verheerender Krieg hatte damals alle Schätze erschöpft. Herr v. Silhouette wollte diesem drückenden Mangel durch Reformen und strenge Oekonomie in allen Fächern abhelfen; er schonte dabei weder die Capitalisten, noch die Banquiers, schadete dadurch dem Credit und machte sich allgemein verhaßt, sodaß er, ungeachtet seiner guten Absichten und literarischen Kenntnisse, doch gezwungen war, nach 9 Monaten seine Stelle aufzugeben. Während dieser Zeit nahmen aber alle Moden in Paris den Charakter der Steifheit und Aermlichkeit an. Man trug Oberröcke ohne Falten, Tabacksdosen von rohem Holz, und anstatt Portraits zu malen, zeichnete man den Schattenriß mit Bleistift auf weißes Papier und füllte ihn mit Tusche aus; alle diese Moden nannte man à

la Silhouette, aber nur den letztgedachten Portraits blieb der Name, die man späterhin auch auf Porzellan und Glas malte und einbrannte. In künstlerischer Hinsicht ist die Silhouette ohne Werth, aber anziehend bleibt sie für den Physiognomiker. Silhouettiren kann man unstreitig am treuesten und sichersten, wenn man die Silhouette nicht aus freier Hand zeichnet oder ausschneidet, sondern wenn man den wirklichen, durch eine Kerze geworfenen Schattenriß umschreibt, und ihn nachher vermittelst eines Instruments, welches man Storchschnabel nennt, verkleinert. Die beste Einrichtung zum Silhouettiren ist ein Sesselrahmen: auf einer Bank, auf welcher der Zeichner sowol als die Person, deren Silhouette genommen werden soll, sitzen können, ist zwischen Beiden ein stehender Rahmen befestigt, mit einem reinen flachen Glase, auf welches vermittelst ein paar Schieberchen ein zartgeöltes und wohlgetrocknetes Papier festgelegt wird. Man muß das Glas höher und tiefer stellen können, nach der Größe der Person; der Sessel hat eine Lehne, woran diese sich festlegen kann; auch kann an dem Rahmen noch ein kleines Kissen angebracht werden, um sich daran zu halten und jedes Schwanken zu vermeiden. Durch ein Sonnenvergrößerungsglas läßt sich der Umriß eines Profiles noch ungleich schärfer, reiner und trefflicher zeichnen, als nach dem Kerzenlicht. — Silhouettirkunst. Diese, oder, wie sie ihrem ursprünglichen Wesen nach heißt, die Schattenmalerei, war in alter Zeit die anspruchslose Mutter der blühenden Malerkunst. Eine korinthische Jungfrau, die T. des Töpfers und nachmaligen Erdbildners Dibutades, soll die Schattenmalerei und mit ihr die Grundrisse aller Zeichnung erfunden haben. Als ihr Geliebter verreisen mußte, wünschte das Mädchen ein Bild seiner Züge zu behalten; der Schatten des scheidenden, nach ihr zurückblickenden Jünglings fiel auf die Wand, und die erfindungsreiche Liebe gab ihr den glücklichen Einfall, ihn rasch mit einer Linie zu

umschreiben. Dem höhern Gefühl war es hierbei, wie immer, vorbehalten, den stumpfen, unempfänglichen Sinn zu beschämen. Das Mädchen ahnete nicht, eine Kunst erfunden zu haben; aber ihr Versuch war das Ei des Colombo, welches die Hand sinniger Liebe der Weisheit griech. Kunst darreichte. Nun konnte die Mythe wol sagen: Phöbos Apollon selbst habe die Kunst der Zeichnung zur Erde gebracht und Eros seinen Pfeil als ersten Griffel der jungfräulichen Hand anvertraut. Man kann die Zeit dieser Erfindung um die Periode der Erneuerung der olympischen Spiele ansetzen, kurz vor der Vertreibung der Bacchiaden aus Korinth, etwa 776 v. Chr. Sicyon und Korinth waren auch die ersten Lehrsitze der Malerei. Die ersten Linearversuche nennt man skiagraphisch; bald aber kam man auf die Idee, diese Umrisse mit Farbe auszufüllen, gleich dem Schattenbild selbst. Man nennt Krato von Sicyon, Philokles aus Aegypten und Kleanthes aus Korinth als Erfinder dieses Fortschrittes; sie malten Monochromen oder einfarbige Bilder. Aber bald wurde die Silhouettirkunst auch auf größere Gegenstände angewendet, sowie Saurias von Samos den Schatten seines ganzen Pferdes auf der Wand entwarf. Wie beliebt diese Schattenbilder bei den Alten blieben, wie zart und schön gezeichnet sie ausgeführt wurden, dies beweisen uns die vielen hetrurischen Vasengemälde, die alle in diese Gattung gehören.

Silius (Cajus), mit dem Beinamen Italicus, ein römischer Dichter aus dem 1. Jahrh. n. Chr. In der Beredtsamkeit war Cicero, in der Dichtkunst Virgil sein Vorbild. Wie wenig er aber den Letztern erreichte, beweist, trotz der Lobsprüche Martial's, sein auf uns gekommenes Gedicht vom zweiten punischen Kriege, welches er unter Domitian's Regierung schrieb. Der Werth dieses Epos besteht weniger in der Poesie als in der historischen Genauigkeit, womit die That-

sachen erzählt werden. Es hat daher selbst zur Aufhellung mancher geschichtlichen Umstände gedient. Den poetischen Werth hat schon Plinius richtig beurtheilt, indem er es mehr ein Werk des Fleißes als des Genies nennt. Doch fehlt es nicht an einzelnen Stellen, die sich durch höhern Schwung und größern Reichthum vortheilhaft auszeichnen, z. B. die Beschreibung von Hannibal's Zug über die Alpen. Silius Italicus starb im 2. J. der Regierung Trajan's in e. 75jähr. Alter, eines freiwilligen Hungertodes, den er wählte, um sich von den Schmerzen eines unheilbaren Geschwürs zu befreien. Die vorzüglichste Ausg. seines Gedichtes ist von Drakenborch (Utrecht 1717, 4.).

Sillen, auch Syllen, witzige hexametrische Gedichte, der Gattung der Satyre angehörig, in welcher bei den Griechen besonders die Philosophen und ihre Lehrmeinungen oft mit parodirten Versen andrer Dichter durchgezogen wurden. Timon und Didymus sind in dieser Gattung berühmt.

Silo (span.), eig. eine Erdgrube; besonders aber eine (ungef. 14 Fuß tiefe) Grube zum Aufbewahren des Getreides; eine Art Kornkeller, die in der neuern Zeit sehr anwendbar gefunden worden, da sich das hineingelegte Getreide frisch und gesund darin erhält. Ja, in der neuesten Zeit hat sogar ein französ. Oberster Saufel eine Art erfunden, solche Speicher in der Luft zu errichten, die er Silos aëriféres nennt, welche ganz einfach sind und worin das Getreide selbst wider alles Ungeziefer sehr gut erhalten wird.

Silvan, der Gott der Wälder, dem man die Erfindung des Pflanzens der Bäume zuschreibt. Wie alle Waldgötter, war auch er den Weibern, besonders aber den Schwangern furchtbar und gefährlich. In Italien wurde er vorzüglich verehrt und zu Rom hatte er einen Tempel. Er wird, gleich einem Satyr, mit Ziegenfüßen, Ziegenohren

rc. abgebildet, die Stirne mit Blumen bekränzt, in der Hand einen Cypressenbaum.

Silvestre de Sacy, s. Sacy (Silvestre de).

Simonides, ein Liebling des gesangliebenden Pisistratiden Hipparch, aus der Insel Ceos geb. Nach der gewöhnlichen Meinung ward er ungefähr 557 v. Chr. geb. Er kam als Sänger nach Athen und gewann bald die Liebe und Achtung des Hipparch in einem solchen Grade, daß er längere Zeit bei ihm bleiben mußte. Hier ward er mit Anakreon und Theognis bekannt, und später sah er den großen Tragiker Aeschylus auftreten. In Thessalien war er bei den angesehenen Skopaden, deren Siege bei den Volksspielen er mehrmals besang, ein willkommener Hausfreund. Als er einst, nach Cicero's Erzählung, mit dem einen Skopas beim Mahle saß, und eine Hymne vorlas, worin er dessen Tugenden pries, zugleich aber auch die Dioskuren mit erhob, äußerte Skopas, er könne ihm bloß die Hälfte der versprochenen Belohnung geben, die andre möchte er sich von den gepriesenen Dioskuren auszahlen lassen. Kurz darauf rief Jemand den S. aus dem Speisezimmer, weil ihn 2 Jünglinge zu sprechen verlangten. Als er vor die Thür kam, fand er Niemand. Eben wollte er zu seinen Gastfreunden zurückkehren, als plötzlich der Saal einstürzte, und Skopas mit den Seinen unter den Trümmern zerschmettert wurde. Als nun der Schutt weggeschafft war, und man die ganz entstellten Körper der Erschlagenen nicht mehr erkannte, erinnerte sich S. der Ordnung, in welcher sie gesessen hatten, und konnte sie auf diese Weise genau angeben. Dies brachte ihn auf die Vermuthung, daß man durch zweckmäßige Vertheilung der zu merkenden Gegenstände an gewisse Orte und Fächer dem Gedächtniß eine außerordentliche Erleichterung verschaffen könne. So soll er der Erfinder der Gedächtnißkunst geworden sein. Noch einmal ward der Dichter auf eine wundervolle

Weise erhalten. Als er nämlich den todten Körper eines ihm unbekannten Menschen, der am Meeresstrande lag, beerdigt hatte und eben im Begriff war, sich auf die See zu begeben, warnte ihn der Geist des Beerdigten, sich dem trügerischen Elemente anzuvertrauen. Er beherzigte die Warnung und blieb zurück. Nicht lange nachher vernahm er, daß jenes Schiff, welches er besteigen wollte, mit der ganzen Mannschaft untergegangen sei. In Athen war er mehrmals, und soll sogar bei der Feier des Sieges von Marathon in einem poetischen Wettstreite den Aeschylus besiegt haben. Bei seinem Aufenthalt in Sparta verherrlichte er den heldenmüthigen Tod des Leonidas in mehreren Gedichten. Später erhielt er eine Einladung von dem Könige Hiero, nach Syrakus zu kommen. Er ging auch dahin und wurde seinem Gastfreunde so theuer, daß dieser ihn nicht wieder von sich ließ, um sich im täglichen Umgange mit dem geistreichen Sänger zu belehren und zu ergötzen. Nach seinem Tode, 467 v. Chr., ließ ihm Hiero in der Nähe von Syrakus ein schönes Grabmal errichten. — Von seinen vielen Gedichten sind nur wenige auf unsere Zeiten gekommen, welche Brunck in den »Analekten« gesammelt hat. Die Alten rühmen an diesen Poesien Anmuth, Natürlichkeit und Leichtigkeit; werfen ihm aber auch Länge vor. Nicht mit Unrecht tadelt man an dem Dichter ein zu eifriges Streben nach Reichthum, und die Gewohnheit, sich seine Gedichte bezahlen zu lassen, was vorher nicht geschehen war. — Noch macht man gewöhnlich den S. zum Erfinder der griech. Buchstaben η, ζ, ξ, ψ, ω.

Simonie, eigentl. das Verbrechen, wenn man etwas Geistliches (spirituale), oder was mit demselben verbunden ist (z. B. das Pfarr-Recht, geistl. Beneficien rc.), gegen eine zeitliche Sache (temporale) zu erlangen sucht, kauft. Die Benennung schreibt sich von dem Zauberer Simon her, der den Aposteln die Gabe, den heil. Geist

durch Händeauflegen mitzutheilen, um Geld abkaufen wollte. Der Name selbst von diesem Verbrechen, das eigentlich für den Candidat den Verlust des geistl. Amtes, und für den, der dazu beförderlich gewesen, den Verlust der erhaltenen Summe und seines eignen Amtes nach sich zieht, kam erst im 6. Jahrh. auf. Bei den Protest. ist es das Vergehen, wenn einer durch Geld oder andre Nebenwege zu einem geistl. Amte gelangt. Im Preußischen muß der Candidat ausdrücklich mit beschwören, daß er auf diese Art nicht das Amt erlangt habe.

Simonismus, St., s. Saint-Simon 2).

Simplon (ital. Sempione), ein 10,327 Fuß hoher Berg in dem helvetischen Canton Wallis, in dem hohen Alpenkamme, welcher vom Montblanc nach dem Gotthard läuft, und die Schweiz von Italien trennt. Da auf demselben ein Thal liegt, das die Gebirgskette durchschneidet und doch die Schneelinie nicht erreicht: so ist von Napoleon 1801 eine der merkwürdigsten Straßen angelegt und 1806 vollendet worden. Das an der Straße liegende neue, unter Napoleons Regierung nur bis zum ersten Stockwerke aufgeführte Hospiz hat die Regierung des Cantons Wallis im J. 1824 den Vätern des großen Bernhardberges für 15,000 Franken überlassen, die dasselbe ausgebaut haben. 1799 fochten auf diesem Berge die Franzosen und Oestreicher mit einander. 1814 drang ein ital. Corps über den Simplon, den die Oestreicher nur schwach besetzt hatten; es ward aber vom walliser Landvolk überfallen und zerstreut.

Simultaneum (nämlich religionis exercitium), die Aufnahme einer der herrschenden Religionen in einem deutschen Reichslande rc. neben der in demselben schon seit 1624 herrschenden oder geduldeten Religion; dann auch der gemeinschaftliche Gebrauch einer und derselben Kirche von zwei verschiedenen Religionsparteien: daher auch die **Simultan-Kirche**, eine solche Gemein- oder gemeinschaftlich

Kirche; und simultanische Oerter, wo die verschiedenen Religionen gleich freie Ausübung genießen.

Sinecure, eine geistliche Pfründe, von der man die Einkünfte bezieht, ohne die Amtsgeschäfte besorgen zu dürfen. (Von Cure, lat. Cura, eine geistliche Stelle.) Man hat aber diese Bedeutung auf jede andre Stelle übertragen, von der man Einkünfte bezieht, ohne Mühverwaltung dafür zu haben.

Sine die et Consule, ohne Tag und Consul, oder ohne Tag- und Jahreszahl (weil nämlich bei den Römern die Jahre nach den regierenden Consuln benannt wurden).

Singchöre, s. Singschulen.

Singen, Singkunst, s. Gesang.

Singmethoden. Die ital. Singmethode zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie den höchsten Fleiß auf die erste Bildung der Tonwerkzeuge und der Kehle wenden läßt, um ihnen die möglichste Reinheit und Biegsamkeit zu geben; die rastlose Uebung im Scalasingen und im Solfeggiren ist hierzu erfoderlich. Ein zweiter Vorzug der ital. Singmethode ist das sanftschwellende Tragen und Binden der Töne, welches sie **Portamento di voce** nennt. Es gibt dem ganzen Gesange einen zauberischen Reiz und dieselbe Haltung, die ein vollendetes Gemälde hat; Nichts steht einzeln da, und dennoch bleibt jeder Ton vollkommen rein. Der dritte Vorzug dieser Methode ist die deutliche Aussprache im Singen, wiewol diese mehr durch die Sprache selbst gegeben, oder wenigstens im hohen Grade begünstigt ist; denn die ital. Sprache erfodert schon eine hellertönende Aussprache, und bildet die Vocale in ihrer klangvollsten Reinheit aus. Noch ein Hauptvorzug der guten ital. Methode (der jedoch seit einiger Zeit auch bei den Italienern seltener zu werden anfängt) ist der Vortrag des Recitativs als einer musikalischen Rede, die zwischen dem Sprechen und

Singen liegt. Der ital. Gesang will vorzüglich auf den Sinn wirken, und hält sich daher in einer gewissen Allgemeinheit des Gefühls. Man macht deshalb oft den ital. Sängern mit Recht den Vorwurf, daß ihr Gesang mit Verzierungen überladen sei. Theils zu große Fertigkeit, theils Leerheit der Poesie und der Composition kann hierzu verleiten, wenn Gefühl und streng zügelnder Geschmack mangelt; doch kann der eigentlichen Methode dieser Mißbrauch nur in so weit zugerechnet werden, als sie die Fertigkeit vorzüglich begünstigt. Im Uebrigen ist dieses übermäßige Verzieren auch dadurch sehr begünstigt worden, daß sonst die Tonsetzer die Singstimme bloß in den Grundnoten gaben, und die Ausfüllung den Sängern überließen, was besonders durch Rossini, der alle Verzierungen ausschreibt, anders geworden ist. Die ital. Methode zeigt sich am herrlichsten im Concert- und im Buffostyl der Oper. — Die **deutsche** Singmethode ist härter, unbiegsamer, dem Kirchenstyl angemessener; die Fuge ist ihr Triumph, Festigkeit und Sicherheit stehen ihr zur Seite. Süßschmeichelnd spricht die italienische durch die Sinne zum Sinn; die ernste deutsche scheint diese Dollmetscher oft zu verschmähen, sie will unmittelbar das eigentliche Gefühl ansprechen, das Dichter und Tonsetzer schildern, aber muthet oft dem Hörer zu, dies ohne Worte zu verstehen, welche der deutsche Gesang selten vernehmlich accentuirt. Der Deutsche strebt auch hier nach Einfachheit, Charakter und tiefer Bedeutsamkeit, und es ist daher auch die auffallendste Aehnlichkeit zwischen den Singmethoden dieser Völker und ihren Malerschulen. Indessen benutzen die Deutschen doch die Vortheile der ital. Sprache in Hinsicht auf die physische Bildung des Organs mit großem Rechte jetzt häufiger als je. Nicht so glücklich wenden sie die von denselben erfundenen und von Zeit zu Zeit Mode werdenden Verzierungsmanieren an, da diese sich mit dem auf Charakter und Ausdruck hinstrebenden deutschen Gesang selten recht

einigen wollen, oft auch diese geradezu aufheben. Auch haben die Deutschen das Verdienst, die Gesangsmethoden mehr wissenschaftlich zu behandeln, wie die Musik überhaupt. — Die franz. Singmethode grenzt so sehr an Declamation, daß man sieht, wie ungern dies Volk aufhört zu sprechen, wenn es sich zum Singen entschließen soll. Der franz. Gesang ist mehr recitirend, und daher dem italienischen am meisten entgegengesetzt. Ihr Gesang hat immer etwas Gellendes, Erzwungenes und Gepreßtes; schon die Sprache verursacht dies, da ihre verschluckten Endsylben und ihr ton- und accentloses Flüstern dem Gesange ganz entgegengesetzt sind. Das einzige Fach, worin ihr Gesang sich gut ausnimmt, sind ihre einfachen Nationalromanzen; diese erinnern an die Zeit der Troubadoure, und haben etwas ungemein Rührendes. Die Volkslieder, Chansons, Vaudevilles und Rondelays sind ganz etwas Andres; dabei ist es den Franzosen stets um den witzigen Einfall des Textes zu thun; der Gesang wird bei ihnen den Worten untergelegt, nicht die Worte dem Gesang.

Singschulen, Singakademien, Singvereine. Bei den Hebräern war Gesang in alle heilige Gebräuche verwebt. Aehnlich ist bei den Chinesen die Einrichtung ihrer Singschulen schon in den uráltesten Zeiten gewesen. Bei den Griechen wurden die Orakel stets mit Gesang ertheilt. Die Schüler des Pythagoras mußten früh, beim Erwachen, und Abends, ehe sie schlafen gingen, Gesänge anstimmen, um den störenden Einfluß des Irdischen zu überwinden. Durch die Hetrurier und Griechen wurde der Gesang bei den Römern eingeführt. Unter den römischen Kaisern war Musik und Gesang grenzenlos geliebt; viele von ihnen übten sie selbst leidenschaftlich. Doch von eigentlichen Singschulen wußte man im alten Rom wenig, da die ausgezeichnetsten Künstler Ausländer waren. Bei den Galliern ward die Musik durch die Druiden und Barden gelehrt und ge-

übt. In Britannien wurden mit dem Druidismus auch diese Gesangschulen eingeführt. Schon in den ältesten Zeiten waren die Sänger Schottlands und Britanniens hochberühmt; nach der Vertilgung des Druidismus wurden sie Minstrels genannt, und waren besonders in Wales einheimisch. Was in dieser Beziehung von dem Tuiskon der Deutschen gesagt wird, ist sehr ungewiß; indessen hatten die Deutschen doch Sänger und Nationalgesänge, besonders kriegerischer Art, welche von Mund zu Munde fortgepflanzt wurden. So tönten Gesangsweisen durch mancherlei Schulen verbreitet, von Völkern zu Völkern, von Zeiten zu Zeiten; doch mit der Einführung des Christenthums bekamen auch die Singschulen eine höhere, schönere Richtung. Die ersten Christen, besonders die Therapeuten in Palästina und Aegypten, sangen bei ihren religiösen Feierlichkeiten Hymnen in abwechselnden Chören. Clemens Romanus, ein Gefährte des Apostels Paulus, gab schon die Verordnung, nach welcher stets der Vorsänger die Psalmen anstimmen und die Gemeinde solche nachsingen mußte. Die Vorsteher der Kirche waren zugleich Vorsteher des Gesangs. Am wärmsten beförderten ihn Ambrosius und Chrysostomus. Schon in den ersten Jahrhunderten wurden Anstalten zu besondern Singschulen gemacht. Cyrillus schreibt vom heil. Theodosius, er sei der Kirche seines Orts von seinem Knabenalter an als Vorsänger nützlich gewesen, und der heil. Nicetius, Erzbischof zu Trier in der ersten Hälfte des 6. Jahrh., beschloß, alle in seinem Kirchsprengel geborene Knaben sogleich, wenn sie anfingen zu reden, auch im Singen unterrichten zu lassen. Eigentliche Pflanzschulen des Gesanges gab es zuerst in Rom, und Papst Sylvester war zwischen 314 und 335 der Stifter derselben. Es ward eine Singschule errichtet, welche allen Kirchen der Stadt gemeinschaftlich angehörte und bei den vom Papst oder Presbyter begangenen heiligen Handlungen und feierlichen Mes-

sen singen mußte. Der Vorsteher einer solchen Singschule, Primicerius genannt, unterrichtete die auserlesensten Jünglinge im Gesang, im Lesen der heil. Schrift und in guten Sitten. Diese Schüler hießen Ministralen und Kleriker; aus ihnen sind unsre Choristen bei den lat. Schulen geworden, sowie aus dem Primicerius unsre Cantoren. Papst Gregor d. Gr. (590—604) erweiterte und verbesserte die Singschulen sehr. In der einen beim Lateran wurde noch im 9. Jahrh. das Bette gezeigt, auf welchem Gregor liegend, s. Sänger selbst unterrichtete, sowie die Ruthe, mit der er die Knaben bedrohte, und sein echtes Antiphonarium. Die Knaben, welche gut sangen, wurden von der Schule selbst unterhalten und nachher zu päpstl. Kämmerlingen gemacht. Man nahm die meisten Schüler aus den römischen Waisenhäusern; daher wurde die Singschule selbst auch Orphanotrophium genannt. Derselbe Gregor schickte den Augustinus, von vielen Gehülfen und Sängern begleitet, als Missionnair nach England. Dieser sowol als der berühmte Harfner König Alfred, am Ende des 9. Jahrh., verbreiteten den echten Gesang in Großbritannien. Karl d. Gr. that dasselbe in Frankreich und Deutschland. Er sandte Sänger nach Rom, welche er unterrichten ließ, und welche dann Singschulen in ihrem Vaterlande stifteten, namentlich in Metz und Soissons zuerst, später aber in vielen Städten. In seiner Hauptschule war Karl oft gegenwärtig und half selbst unterrichten. Seine Töchter ließ er täglich 3 Stunden lang Musik treiben. Alle Musiklehrer waren geistlichen Standes. Von Pipin's Zeiten an war stets beim königl. Hause eine eigne Capelle unter der Aufsicht eines Musikmeisters, welcher Menestrel genannt wurde. Die sogen. muntere Wissenschaft der Provenzalen umfaßte auch die Musik. Die Troubadours verpflanzten sie vom 11. bis 14. Jahrh. Von ihnen stammen die Schulen der Minnesinger (s. d.). In Deutschland unterscheidet man

jetzt Singschulen von Singakademien. Letztere sind Uebungsinstitute für Liebhaber des Gesanges. Singschulen nennt man aber entweder die Anstalten für Unterricht in dem Gesang überhaupt, oder die mit den Schulen verbundenen Singchöre. Neuerdings hat man aber auch besondere Singchöre für die Bühne errichtet. In Deutschland that in neuerer Zeit der verdiente Hiller und nach ihm Schicht in Leipzig sehr viel für die geistl. Singchöre durch seine Bildung der Thomasschüler. Auch ward in neuerer Zeit eine Singakademie zu Berlin von dem trefflichen Fasch gestiftet, der sich dadurch unsterbliches Verdienst um die Tonkunst erwarb. 1789 entstand diese Gesellschaft, indem sich bei einer Schülerin von Fasch, Charlotte Dietrich, in ihres Stiefvaters, des Geheimenraths Milow, Hause oft Freunde und Freundinnen des Gesanges zur Ausführung von mehrstimmigen Stücken vereinten. Da sich bald immer mehr Lernbegierige zu diesen von Fasch geleiteten Singübungen einfanden, so wurden sie von 1791 an wöchentlich gehalten Der Gesang wird dabei von einem einzigen Flügel unterstützt. 1797 hatte sich schon die Zahl der Mitglieder bis auf 84 vermehrt, und Fasch überließ seitdem wegen seiner zunehmenden Kränklichkeit die Leitung der Akademie an Zelter, welcher derselben noch jetzt rühmlich vorsteht. Ein ähnlicher Singverein ward in Wien 1796 durch die Frau v. Puffendorf errichtet; und die Gesellschaft der Musikfreunde des östreich. Kaiserstaates errichtete eine neue Schule nach Preindl's Methode unter Leitung des Capellmeisters Salieri. In Leipzig wurden von Schicht seit 1802, von Riem seit 1811 Singakademien errichtet, welche später von Fr. Schneider und Schulz geleitet wurden. Nach des Letztern Tode dirigirt A. Pohlenz die Singakademie und den mehr für Concertaufführungen hinarbeitenden Musikverein. Eine ähnliche Singakademie wurde seit 1806 durch den Organisten Dreißig in Dresden gestiftet. Sie erhielt sich während der harten Kriegs-

jahre, und wetteifert ihrer berliner Schwester nach. Die älteste T. des verewigten Capellmeisters Reichardt, die ebenso liebenswürdige als talentvolle Louise Reichardt, hat in Hamburg eine ähnliche Anstalt gestiftet. An ihre Stelle ist Methfessel getreten. Aehnliche Akademien gibt es in Bremen u. a. O. Ebenso müssen wir noch Nägeli's in Zürich gedenken, der durch die vielen Sänger und Sängerinnen, die er bildete, einer der ersten Beförderer des schweizerischen allgemeinen musikalischen Bundes wurde, nach welchem jährlich, in der Mitte des Sept., alle Freunde des Gesanges und der Musik sich wechselsweise in einer der vorzüglichsten vaterländischen Städte versammeln, um große Vocal- und Instrumentalcompositionen aufzuführen; ohne Nägeli's Singinstitut würde dieser herrliche Bund unmöglich bestehen können. Manche ähnliche Anstalt, wie z. B. die in mehreren Orten gestifteten Liedertafeln, blüht jetzt, wo die Gesangliebe so verbreitet ist, auch im Stillen, zu frommen Gefühlen weckend und reine Freuden gewährend.

Singspiel, s. Oper und Schauspiel.

Singstimme, s. Stimme.

Sinigaglia, kleine befestigte Stadt in der päpstl. Delegation Urbino, zwischen Rimini und dem Freihafen Ancona gelegen, mit 6200 Einw., die dem alten Vorrechte jährlich zu haltender Messen beinah einzig ihre Berühmtheit verdankt. Denn der neugebaute Ort mit regelmäßigen Straßen und einem weiten Marktplatze möchte außer seiner Messe, die von der Nacht des 19. zum 20. Juli jedes Jahres bis zum 10. Aug. dauert, einem Reisenden kaum einen halben Tag lang Unterhaltung geben. Die Messen gelten für die ersten und wichtigsten Italiens, möchten aber in Hinsicht der Geschäfte, die sonst durch Seezufuhr mehr ins Große gehend gewesen sein sollen, nur mit den Messen von Naumburg oder Braunschweig zu vergleichen sein. Ein enger Canal erweitert den Ausfluß der Misa ins adriatische Meer und

bildet so den beschränkten und unbequemen Hafen, an dem ein Leuchtthurm errichtet ist. Zur Zeit der Messe reichen die Loggie (bedeckten Gänge), die entlang des Canals errichtet sind, nicht aus für die christlichen und unchristlichen Handelsleute, die ihre Waaren dort ausgelegt haben; die Stadt bildet ein Panorama der ital. Geschäftsthätigkeit: Gaukler, Operisten und Tänzer unterhalten die Menge.

Sinkapur (Singapur), Insel, Stadt und Freihafen an der Südspitze der ostindischen Halbinsel Malakka, in der Meerenge von Sinkapur, welche die Straße der Chinafahrer ist. Dort hat die englisch-ostindische Gesellschaft mit Einwilligung des Rajah (Landesfürsten), gegen eine jährl. Summe von 4000 span. Piastern, als nunmehrige Eigenthümerin, 1819 eine Niederlassung gegründet, die Sir Thom. Stamford Raffles der Gesellschaft 1814 vorgeschlagen und später angelegt hat. Die Colonie Sinkapur, wo 1819 nur 200 Menschen wohnten, wird mit jedem Jahre für den britischen Handel wichtiger. Die Insel hat reiche Pflanzungen von Pfeffer, Ingwer und a. Gewürzen, seit kurzem auch den Caffeebaum. Holz ist im Ueberfluß vorhanden; der Boden fett, das Klima gesund, das Wasser gut, und die Malaien und Chinesen sind für die europäische Civilisation sehr empfänglich. Die Colonie treibt einen sehr ausgedehnten Handel mit Bengalen und dem ganzen westlichen Indien, sowie mit China, Siam, Cochinchina und den vielen Inseln des indischen Archipels. 1822 schickte Sinkapur nur 4 Schiffe, 1823 bereits 9 Schiffe nach England. Die Ausfuhr britischer Manufakturen betrug 1823 dahin nur 265,000 span. Piaster, im folg. J. vermehrte sie sich schon auf 1,064,380 span. Piaster. Die Ausfuhr der Colonie selbst betrug 1823 über sechstehalb Mill. span. Piaster.

Sinking Fund, s. Amortisation und Fonds.

Sinkwerk, s. Berchtesgaden und Reichenhall.

Sinn, in seiner weitesten Bedeutung, bezeichnet die Empfänglichkeit für Etwas, welche man den Menschen zuschreibt, z. B. Sinn für das Schöne. Im engern Sinne aber und in der Psychologie versteht man darunter das zur Erkenntnißfähigkeit gehörige Wahrnehmungsvermögen, welches entweder die Erscheinungen der Außenwelt (als äußerer Sinn — s. Sinne) oder die Veränderungen, die in uns selbst d. h. in unserer Seele vorgehen, zum Gegenstande hat (als s. g. innerer Sinn). Letzter — den auch Einige mit dem Gefühl verwechseln, ist eigentlich nur das unmittelbare Bewußtsein des Veränderlichen in uns, wie der äußere Sinn das Bewußtsein der durch äußere Affection erregten Empfindungen ist. Mit dem Ausdruck Sinn hängt der Name Sinnlichkeit zusammen, d. i. in psychologischer Bedeutung: 1) Diejenige Seite der Seele, nach welcher sie dem Aeußern zugekehrt ist, Aeußeres wahrnimmt und vom Aeußern bestimmt wird; im Gegensatz der Vernunft oder Rationalität. So umfaßt die Sinnlichkeit die sinnlichen Empfindungen, Gefühl, Begierden und Triebe. 2) Im Gegensatz der Vernunft als höheres Erkenntnißvermögen, oder Vermögen der Ideen, insbesondere das Vermögen der Anschauungen und Bilder (welche man sonst der Einbildungskraft zuschreibt). In moralischer Bedeutung versteht man unter Sinnlichkeit den Hang, oder die pflichtwidrige Neigung zum Sinnlichen.

Sinnbild ist jeder sinnlich vorgestellte oder abgebildete Gegenstand (Bild), durch welchen ein von ihm verschiedener (sinnlicher oder geistiger) Gegenstand vorgestellt und bezeichnet wird. Letzteres ist entweder ein Gegenstand, welcher für sich vorgestellt wird, und dann ist das Sinnbild ein selbstständiges und kann vorzugsweise Sinnbild genannt werden; oder nur eine Eigenschaft eines solchen, und in diesen Fällen ist das Sinnbild nur ein anhängendes (adhärirendes), welches man insofern auch Attribut nennt. Zu ihm gehört denn auch

das Emblem, als eine sinnbildliche Verzierung. — In einem engern Sinne nennt man Sinnbild (Symbol) einen sinnlich oder bildlich vorgestellten Gegenstand, durch welchen ein geistiger Gegenstand vorgestellt oder (nach Sulzer) etwas Allgemeines angedeutet wird, z. B. unschuldige Liebe durch das Sinnbild der Taube. Der Werth des Sinnbildes hängt ab von einer solchen innigen Beziehung des Bildes auf sein Gegenbild, daß es nicht bloß um sein selbst willen vorhanden sei, und auf einem in ihm enthaltenen Sinn hinweist, ohne an Anschaulichkeit zu verlieren. Verständlichkeit mit anschaulicher Individualität, Natürlichkeit mit sinnreicher Eigenthümlichkeit zu verbinden, ist daher die schwere Aufgabe, die nur selten glücklich gelöst wird. Die Kunst, sich durch Sinnbilder auszudrücken (Symbolik), ist so alt als das Nachdenken über die Verwandtschaft der Dinge und über die verschiedenen Sphären des Physischen und Geistigen. Vorzüglich wurde sie von den Aegyptern geübt, deren hieroglyphische Schrift zum großen Theil eine symbolische war, und in den Mysterien fortgepflanzt. Aber bei den orientalischen Völkern war die Symbolik mehr eine Folge des Unvermögens, den Gedanken rein und unabhängig von sinnlicher Erscheinung auszusprechen, oder ein Ringen nach der wahrhaft schönen Gestalt. Durch Schönheit dagegen ausgezeichnet und individuell gestaltet waren die Symbole, welche wir in der Mythologie und Kunst der Griechen finden; und keine spätere Symbole waren so sprechend wie diese. Wir erblicken daher die Symbolik schon in ihrer Ausartung, wo die bildliche Darstellung eine schriftliche Erklärung oder nähere Bestimmung nothwendig macht. Dieses ist der Fall bei den Sinnbildern oder Emblemen der Neuern, durch welche man einen beigesetzten Wahl- oder Sinnspruch versinnlichen, und auf eine besondere Sache oder Person anwenden wollte, wenn nicht der letztere in sinnreicher Kürze ebenfalls wiederum einen verborgenen Gedanken ent-

hüllt, welcher mit dem sich selbst aussprechenden Bilde gleichsam parallel läuft, oder mit demselben einen komischen Gegensatz bewirkt. In den letztern Fällen ist es ein sinnreiches Bild, welches das Auge und den Verstand zugleich beschäftigt. Im erstern Falle liegt die Dunkelheit in dem Willkührlichen und Conventionellen. Solcher Embleme, die man aus dem Gebiete der Natur, Kunst und Geschichte entlehnte, bediente man sich sehr häufig auf Münzen, Denkmälern, Ehrenpforten 2c. Harsdörffer in seinen Gesprächspielen; Menetrier in verschiedenen Werken; Bouhours in s. »Entr. de la devise«; Morhof im »Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie«, haben von dieser im 16. Jahrh. so gebräuchlichen Art der Symbolik gehandelt. Die Lehre von den Sinnbildern überhaupt heißt Ikonologie. — Uebrigens gehören zu den sinnlichen oder symbolischen Darstellungen, in weiterer Bedeutung, auch die Allegorien, Fabeln, Parabeln, Räthsel, Gleichnisse 2c. (s. d.).

Sinne. Durch die Sinne unterscheidet sich das Thier von der Pflanze und dem Mineral. Die Sinne bezeichnen daher im Ganzen die Bildungsfähigkeit der Menschen (und selbst der Thiere), und wo es einem Menschen an einem, zumal edlern Sinne fehlt, da ist auch seine Bildungsfähigkeit beschränkt. Der Blindgeborene, der Taubstumme, bringt es — troß der Kunst, die man auf seine Erziehung verwendet — nur zu einem geringen Grade von Geistesbildung. — Der erste und unterste Sinn ist Gefühl (Außengefühl); er ist als der Grundsinn (Ursinn) zu betrachten, als die sinnliche Grundlage, aus welcher sich die übrigen Sinne entwickelt und individualisirt haben, welche verschiedene Stufen oder Arten des Gefühls sind. So kann man z. B. das Sehen ein Fühlen des Lichts, das Hören ein Fühlen des Schalls nennen oder sagen, das Auge fühle das Licht, das Ohr fühle den Schall u. s. w. Das Organ dieses

Sinnes ist die Haut (oder die in demselben überall gegenwärtigen Nervenenden). Das Gefühl ist der Sinn für das Materielle, es offenbart uns die wesentlichen Eigenschaften der Materie, ihren Widerstand also oder Undurchdringlichkeit (Zurückstoßung), ihre Schwere und Cohäsion (Zusammenhang). Alle diese Eigenschaften sind wirkende Kräfte oder das unmittelbare Leben und Wesen der Materie, welches sich durch die nervöse Haut in den menschlichen (oder thierischen) Organismus bis ins Centrum des Hirns fortpflanzt, wo es mit allen seinen Abänderungen zum Bewußtsein kommt. Von diesen Eigenschaften, besonders von den Arten und Graden der Cohäsion hängen die verschiedenen Zustände der Starrheit, als Weichheit, Härte, Rauhigkeit, Glätte u. s. w. ab, welche alle durchs Gefühl erkannt werden. Das Fühlen ist also ein Sympathisiren der Gefühlsnerven mit dem Wesen, den Eigenschaften und allen davon abhängenden Zuständen der irdischen Materie oder Masse. Das Getast oder den Tastsinn haben Einige vom Gefühl getrennt, für einen besondern Sinn erklärt und daher jenes Gemeingefühl genannt. Das Getast, welches die Fingerspitzen zum Organ hat, verhält sich aber zum Gefühl gerade wie der Körper zur Materie. Der Körper ist aber nichts als geformte (auf bestimmte Weise begrenzte) oder individualisirte Materie, und daher muß man das Getast als den individualisirten Gefühlsinn oder Formensinn betrachten. Andre unterscheiden das Wärmegefühl als einen besondern Sinn. Dies ist aber noch unstatthafter, da die Wärme ebenfalls durch dieselbe Haut, wie alles Andre gefühlt wird, und in Einem Organ nicht mehrere Sinne vereinigt sein können. Wärmefühlen und Massefühlen bezeichnet nur einen Gegensatz der Gefühle; jenes ist Gefühl der ätherischen, kosmischen, dieses der irdischen Materie. — Der Geruch oder Riechsinn ist der dem Gefühl (polar) entgegengesetzte Sinn; er ist der Sinn für das

Gasige oder dessen eigenthümliches Leben, und wie dieses (das Gasige) der Gegensatz des Festen (Starren oder Massigen) ist, so der Geruch der Gegensatz des Gefühls. Daher werden alle riechende Substanzen nur gerochen, nachdem sie in Gas oder Luft aufgelöst sind. Es ist aber nicht die mechanische Berührung der innern Nasenfläche von den riechenden Theilen, was die Empfindung des Geruchs hervorbringt, sondern die elektrischen Zustände, welche die Riechsubstanzen verursachen, werden als Gerüche empfunden. Daher riechen vorzüglich alle flüchtige Substanzen, die sich leicht vergasen oder die Luftform annehmen, wie der Kampher z. B., die ätherischen Oele, der Phosphor u. s. w., welche Substanzen, indem sie gasig werden, mit der atmosphärischen Luft in elektrische Spannung treten, die sich der nervigen, mit Schleim (als Leitungsmittel) bedeckten Riechhaut der Nase mittheilt. Daher bringt auch alles Reiben, selbst der Metalle, z. B. des Messings, mehr oder weniger Geruch hervor. Das Riechen ist also ein Elektrisiren des Riechorgans, und die verschiedenen Gerüche sind ebenso viel verschiedene elektrische Zustände der Luft, verursacht durch die elektrische Kraft der in ihr aufgelösten luftverwandten Stoffe. — Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Sinnen, dem Gefühl und Geruch, steht der Geschmack, dessen Organ bekanntlich die Zunge ist, dem Range (der Stufe) und der Beschaffenheit nach in der Mitte, und verhält sich zu jenem wie das Wasser zur Erde und Luft, wie das Flüssige zum Festen und Gasigen. Nur diejenigen Stoffe werden geschmeckt, welche dem Wasser verwandt und daher in ihm auflöslich sind. Diese Stoffe sind aber die Salze. Nur die Salze und salzartigen Stoffe sind Gegenstand des Geschmacks, und sie werden nur geschmeckt, indem sie verflüssigt, im Wasser der Zunge (dem Speichel) gelöst werden, oder vor Berührung mit der Zunge schon flüssig sind. Die Salze sind Producte des chemischen Processes (Chemismus), und

die Zunge empfindet beim Schmecken die chemischen Beschaffenheiten oder die chemische Polarität (wechselwirkenden chemischen Kräfte) der Stoffe. Jedes Salz ist eine Vereinigung und gegenseitige Ausgleichung zweier entgegengesetzten Bestandtheile, einer Säure und einer Lauge (Alkali), oder auch einer Säure und einer Erde. Man schmeckt also auch die Glieder dieses Gegensatzes für sich, nämlich das Saure und Alkalische (Laugenhafte), da sie Salzbestandtheile oder einseitige Salze sind. Aus der Verschiedenheit der Salze, Säuren und Laugen, Erden u. s. w., wovon es mancherlei Arten gibt, noch mehr aber aus der unbestimmbaren Möglichkeit verschiedener Mischungen der salzhaltigen Speisen begreift man die unendliche Mannichfaltigkeit der Geschmäcke innerhalb der Einheit dieses Sinnes. — Diese 3 Sinne (Gefühl, Geschmack und Geruch) entsprechen also den 3 irdischen Elementen, dem Erdelement, dem Wasser und der Luft, oder dem festen, flüssigen und gasigen Element, und das Fühlen, Schmecken und Riechen — ist die Offenbarung des Lebens oder der Eigenschaften dieser Elemente im menschlichen Organismus und Geiste. Wäre nun der menschliche Leib bloß irdischer Natur, d. h. nach dem Vorbilde der irdischen Elemente geschaffen, so könnte er nur 3 Sinne haben, weil die Erde nur 3 Elemente hat. Aber der Leib ist ein Bild der ganzen Schöpfung oder des Universums, und daher muß auch das Kosmische (Weltige), nämlich das Sonnensystem und dessen Leben, in ihm zur sinnlichen Offenbarung kommen. Das Wesen und Leben des Sonnensystems beruht auf dem Unterschiede und Gegensatze zwischen der Sonne und den Planeten. Die Sonne ist in diesem System (oder Weltorganismus) der regierende, belebende Mittelpunkt, der herrschende centrale Stern, die Planeten die untergeordnete Peripherie oder die von der Sonne beherrscht werdenden Sterne, und beide verhalten sich wie das Haupt des menschlichen Leibes zu dessen Rumpfe

und Gliedern. Dieser höchste (kosmische) Gegensatz ist im Sinnensystem des menschlichen Leibes durch die beiden höchsten Sinne, das Gesicht und Gehör, dargestellt. Das Gesicht verhält sich zum Gehör wie die Sonne zum Planeten, das Sehen verhält sich zum Hören wie Licht zu Schall oder Ton, welcher in der Sphäre des Planeten dem Licht in seiner höhern Sphäre entspricht. Dies wird nachher deutlicher werden. Das Gesicht als Lichtsinn ist also im ganzen System der Sinne der höchste, und das Organ dieses Sinnes, das Auge, ist im menschlichen (thierischen) Leibe das vollkommenste, indem es den ganzen Organismus in sich darstellt, nämlich den Leib mit allen Hauptorganen oder Systemen (z. B. Nerven-, Muskel- und Gefäßsystem), mithin selbst ein ganzer (vollständiger) Organismus ist. Die Function (organische Verrichtung) des Auges ist eine Lichtentwickelung, welche durch das Licht der Natur erregt wird. Das äußere Licht wird von den durchsichtigen Eingeweiden des Auges eigenthümlich gebrochen, und dadurch veredelt dem Sehnerven zugeführt, der sich in der Netzhaut ausbreitet und mit dem großen Hirn in Verbindung steht, wo alle Modificationen des Lichts, alle Farben und gefärbte Gegenstände (die sich vor dem Hirn auf der Netzhaut abbilden) zum Bewußtsein kommen. Das Licht ist nicht bloß Medium (vermittelnde Materie) des Sehens, sondern vielmehr Gegenstand des Sehens; denn nur die Erleuchtung der Körper kann man sehen, nicht die Körper selbst, nicht die körperlichen Gegenstände werden dem Auge offenbar, sondern deren erleuchtete Umrisse oder Grenzen. Die Umrisse beziehen wir auf die Formen der Körper, die uns der Tastsinn, als der eigentliche Formensinn, offenbart hat. Ohne den letztern würden wir durch das Gesicht allein keine Begriffe von Körpern, d. h. von der geformten Materie, erhalten. Der Lichtsinn weiß in der Formenwelt nun Bescheid, weil ihm der Tastsinn vorgearbeitet hat. Das Auge

tastet nun in die Ferne, und die Lichtstrahlen sind gleichsam seine Finger, mit welchen es bloß die Farben der Gegenstände berührt. Das Gesicht hat unter allen Sinnen den weitesten Spielraum für seine Thätigkeit. Wenn die 3 niedersten Sinne nicht über die Sphäre ihrer Elemente, das Gehör nicht über das Gebiet des Planeten hinausreicht, so trägt dagegen das Licht in unermeßliche Fernen des Universums, und versenkt sich in die Unendlichkeit des sternenreichen Himmels. — Das **Gehör** endlich ist unter allen Sinnen der geheimste und daher am schwersten in seinem Wesen zu erfassen. Alles kommt hier auf die Erkenntniß des Schalls in seiner wahren Bedeutung an; denn auch das Hören ist nichts Andres als ein Fortklingen der Körper — im Ohr, als ein Veredeln des Klangs durch den organischen Bau des Hörorgans und ein Assimiliren (sich Aneignen) des Schalls durch die Hörnerven. Der Schall hat, hinsichtlich der Gesetze seiner Fortpflanzung, viel Aehnliches mit dem Lichte. — Wenn aber — und hier ist ein großer Unterschied zu beachten — das Licht und das ihm entsprechende Sehen eine räumliche Offenbarung, eine Darstellung und Wahrnehmung der Dinge in ihren räumlichen Verhältnissen ist: so ist dagegen der Schall und das Hören eine zeitliche Offenbarung, eine Darstellung und Wahrnehmung der Dinge in ihren zeitlichen Verhältnissen. Das Hören ist ein Wahrnehmen auf einander folgender Töne, und das Tönen oder Schallen eine Aufeinanderfolge von Schwingungen, und selbst die Zitterfiguren bestehen ja nur in Bewegung; und was ist Bewegung Andres als Aufeinanderfolge räumlicher Verhältnisse, mithin als das Zeitliche im Räumlichen? Ein sich bewegender Körper verändert in jedem Augenblick der Zeit seine örtliche Lage. Daher ist das Gehör unter allen leiblichen Sinnen am meisten erregend für den innern Sinn; denn dieser ist der Sinn für das Zeitliche, für das Thätige oder zeitlich Wirksame in den Dingen,

d. h. für das Geistige. Das Gehör unterscheidet sich nur durch die äußere, räumliche, materielle Vermittelung vom innern Sinn, welcher letztere die innern Veränderungen (das Zeitliche oder Geistige) unmittelbar (ohne äußere Vermittelung) wahrnimmt. Die Luft, als Organ der Fortpflanzung des Schalls, sympathisirt mit den klingenden Körpern so vollkommen, daß alle Klangfiguren sich in ihr abdrücken und stetig fortpflanzen, sodaß dadurch unter den Menschen (und unter den Thieren) die Gemeinschaft der Töne (in der Sprache) und dadurch die Geselligkeit äußerlich vermittelt wird. Durch den Ton gibt Alles, was tönen kann, sein Inneres kund, offenbart seine verborgensten Eigenschaften. Dem Menschen, dessen Geist und Gemüth das Verborgenste und Tiefste in der Natur ist, steht daher, zum Behuf gegenseitiger Offenbarung oder Mittheilung, ein vollkommenes Tonsystem zu Gebote. Durch sie kann er nicht nur alle Begriffe und Ideen einzeln und im Zusammenhange darstellen (in der Sprache), sondern auch vermittelst des Klangs der Stimme alle Gefühle, Affecten und Leidenschaften, überhaupt alle, auch die feinsten Regungen des Gemüths ausdrücken, welcher Ausdruck unmittelbar zum Gemüthe spricht, und dieses, sympathisch erregend, in gleiche Stimmung und Bewegung versetzt. Hierauf gründet sich die Tonkunst, die gemüthlichste (gemütherregendste) unter allen Künsten; denn durch die Harmonie der Töne kommt die Harmonie der Gefühle zur Entwickelung; sie erregt alle Arten harmonischer Gemüthsstimmung und steigert selbst die Andacht (religiöse Stimmung) zu den höchsten Graden der Begeisterung. — Gesicht und Gehör sind die beiden Kunstsinne. Das Gesicht offenbart uns die Welt in einem Gemälde, stellt sie uns im Lichtraume dar, während uns das Gehör den Geist der Planetenwelt, das Innere seiner lebendigen Abbilder (der Menschen) in der Melodie und Harmonie der Töne aufschließt. Man hat deshalb die beiden

höchsten Sinne auch die idealen genannt, im Gegensatz gegen die 3 niedern (Gefühl, Geschmack, Geruch), welche die realen heißen. Jene kann man auch schicklich die kosmischen Sinne (Weltsinne), diese die irdischen nennen. Durch die niedern Sinne kommen nur einzelne Beschaffenheiten (Qualitäten) des Planeten, nur die Eigenschaften seiner besondern Elemente (des Erdelements, des Wassers und der Luft) zur Offenbarung; durch die höhern aber wird uns die Welt, als Ganzes, als Weltorganismus, als Sonnensystem und Planetenbau offenbar; durch die höhern Sinne wird der menschliche Organismus zum vollständigen Weltbilde (Mikrokosmus) vollendet. — Das Verdienst, den ersten befriedigenden Aufschluß über das Geheimniß der Sinne gegeben zu haben, gebührt dem tiefblickenden und scharfsinnigen Naturforscher Oken.

Sinngedicht, s. Epigramm.

Sinnlichkeit, s. Sinn.

Sinnpflanze, s. Mimosa.

Sintenis (Christian Friedr.), geb. 1750 zu Zerbst, 1774 Prediger zu Bornum im Zerbstischen, 1777 Diakonus zu Zerbst, 1791 Prof. der Theologie und Metaphysik am anhaltischen Gesammtgymnasium, auch Consistorial- und Kirchenrath und Pastor an der Dreifaltigkeitskirche daselbst, starb 1819. Gegen 50 Romane, Predigtbücher, Erbauungsbücher, Schriften zur religiösen, moralischen und pädagogischen Belehrung sind aus seiner fruchtbaren Feder hervorgegangen. Alle haben den Zweck, die in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. gewonnene Aufklärung im Denken über die Religionslehren und sittlichen Lebensverhältnisse unter der Masse der sogen. gebildeten Laien zu verbreiten. Seine für Prediger bestimmte, 1808 erschienene Agende enthält, neben beherzigungswerthen Ideen, auch manchen überspannten, unbrauchbaren liturgischen Vorschlag. In seinen Romanen, un-

ter denen »Hallo's glücklicher Abend«, ein Regentenspiegel, und »Vater Roderich unter seinen Kindern«, ein pädagogisches Volksbuch, mit Recht den größten Beifall erhielten, war es ihm nicht sowol um die Lösung einer poetischen Aufgabe als um den praktischen Nutzen zu thun. Er unterbricht den Gang der durch seine reiche Phantasie und seine Menschenkenntniß angenehm belebten Erzählung oft mit moralischen Betrachtungen, die man nicht leicht langweilig findet. Eine hohe Idealität wird bei ihm vergebens gesucht, er gehörte zu den Nützlichkeitspredigern, die eine Moral, Religion und Glückseligkeit für den Hausgebrauch lehren; doch eben dies Verweilen auf der Linie des schlichten Menschenverstandes, das dem feinern Sinne bisweilen wie Gemeinheit vorkommen will, sagt den Bedürfnissen seiner Leser trefflich zu, und der Anstrich von süßer Schwärmerei, mit dem er seine Gemälde aus dem wirklichen Leben auf einen vollkommenern Zustand der Dinge überträgt, seine stark hervortretende, nicht uninteressante Individualität, der man gern manche Sonderbarkeit seiner Sprache und Vorstellungsweise, und seines oft schwülstigen Styles nachsieht, hat auch wol edlere Seelen gerührt. Gewiß mehr, als sein noch ziemlich bescheidenes Ringen nach Begreiflichkeit des Unbegreiflichen in der Religion schaden mochte, ist durch seine vielgelesenen religiös-moralischen Unterhaltungsschriften für die Anregung zum vernünftigen Denken über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen geschehen.

Sinter, jede Incrustation oder jedes steinige Gebilde, welches sich aus Wasser krystallinisch und rindenförmig absetzt. (s. Stalaktit.)

Sinus. Wenn man von dem Endpunkte eines Bogens einen Perpendikel auf den nach dem andern Endpunkte dieses Bogens gehenden Radius fällt, so heißt dieser Perpendikel der Sinus des Bogens oder des Winkels, den dieser Bogen mißt. Die Trigonometrie nämlich lehrt, daß, bei ebenen Dreiecken, die Seiten sich wie die Si-

nus der ihnen gegenüberstehenden Winkel, bei sphärischen aber die Sinus der Seiten sich wie die Sinus der diesen Seiten gegenüberstehenden Winkel verhalten. Die bloße Anführung dieser beiden Sätze reicht für nachdenkende Leser hin, um zu zeigen, von welchem Nutzen die Sinus sind, wenn zu den gegebenen Stücken eines Triangels die übrigen durch Rechnung gefunden werden sollen. Um diese Rechnung noch mehr zu erleichtern, hat man Tafeln, in welchen nicht die Sinus unmittelbar, sondern ihre Logarithmen vorfindlich sind. Weitere Anweisung ertheilen die Lehrbücher, unter welchen Schulz-Montanus's: »System. Handb. der gesammten Land- und Erdmessung, mit ebener und sphär. Trigonometrie«, auch »Beschreib. der neuesten und brauchbarsten Maßinstrumente« (Berl. 1819, 2 Bde., m. K.) besondere Erwähnung verdient. — Unter Cosinus versteht man den Sinus der Ergänzung des Bogens zu 90°. — Sinus versus heißt, was der Cosinus vom Radius übrig läßt. Von den übrigen trigonometrischen Linien, Secante, Tangente u. s. w., wird an ihren Orten gehandelt. Unter vielen Ausgaben der Sinustafeln empfehlen wir Vega's sehr verbreitete »Logarithm.-trigonometr. Tafeln« (2. Aufl., Leipz. 1797, 2 Bde.). Für den Handgebrauch dienen v. Prasse's »Logarithm. Tafeln der Zahlen, Sinus und Tangenten« (Leipz. 1810). Auch hat Didot zu Paris einen Stereotypenabdruck (»Tables portatives p. par François Callet«) besorgen lassen, der ebenso sauber als correct ist.

Sirenen waren Jungfrauen, die einen mit Klippen umgebenen Felsen in der Meerenge zwischen Sicilien und Italien bewohnten, die Vorbeisegelnden durch ihren lieblichen Gesang anlockten und sie dann, wenn sie auf die Insel kamen, zerfleischten. Nach der neuern Fabel gab es deren drei (die ältere kennt nur zwei), nämlich Leukosia, Ligea und Parthenope, welche für Töchter des Archelous ausgegeben

und als geflügelte Jungfrauen mit Adlerklauen und einem Vogelschwanze abgebildet wurden. Als Nymphen in dem Gefolge der Persephone (s. Proserpina) wollten sie die Entführte suchen, und erhielten Flügel, kamen aber, des vergeblichen Suchens müde, auf jenen Felsen rc. — Bildlich heißt nun Sirene das, was den Sinnen schmeichelt, eine Verführerin, und ihre Lockungen ein Sirenengesang.

Sirius, Hundsstern, der strahlendste unter allen Fixsternen und der größte im Sternbilde des großen Hundes, welches ostwärts unter dem Orion steht.

Sirten, Syrten (gr., eigentlich Strudel) heißen die in der See theils hervorragenden, theils aber auch verborgenen, aus Sand und Kies bestehenden Berge oder Hügel, die den Schiffen sehr gefährlich sind.

Sirventes heißt eine der drei Hauptgattungen der provencalischen Lieder und ist dem Namen nach ein Dienstlied oder Loblied zu Ehren tapferer Helden und rühmlicher Fürsten; dahin gehörten patriotische und Kriegslieder, Kreuzlieder (welche zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufforderten), Turnierlieder rc.

Sismometer, ein Erdbebenmesser, von dem Mechanicus Salsano in Neapel erfunden, der nicht nur zur nähern Untersuchung der Erdbeben, sondern auch hauptsächlich zur Warnung bei Annäherung derselben dient.

Sismondi (Jean Charles Leonard Simonde de), geb. zu Genf 1773, Mitglied des repräsentativen Raths dieser Republik, war 1792, zur Zeit des Umsturzes der alten genfer Regierung, deren Mitglied sein Vater war, mit seiner ganzen Familie nach England gegangen. Von dort kam er 1794 zurück, aber 6 Wochen nach seiner Rückkehr ward sein Haus geplündert, er und sein Vater wurden nebst 2 andern Magistratspersonen, die man erschoß, verhaftet, und zu einjäh=

rigem Gefängniß und einer Geldstrafe von 2 Fünfteln ihres Vermögens verurtheilt. Gewiß hätte sie ein härteres Schicksal getroffen, wäre nicht durch den 9. Thermidor die Gewaltsamkeit des Revolutionsgerichts gemäßigt worden. Nach erhaltener Freiheit 1795 ging S. mit seiner Familie nach Toscana, dem ursprünglichen Vaterlande derselben. Aber auch hier erreichte ihn die Revolution. Die Franzosen warfen ihn ins Gefängniß als einen Aristokraten, die Insurgenten als einen Franzosen, da inzwischen Genf französisch geworden war. Im Herbst 1800 ging er nach Genf zurück und gab 1801 sein erstes Werk: »Tableau de l'agriculture toscane«, heraus, dem bald mehrere, zum Theil sehr wichtige, folgten, die ihren Verf. berühmt gemacht haben. In der Politik hat er stets zu den Liberalgesinnten gehört, denen die Rückkehr so vieler Mißbräuche und Verkehrtheiten, gegen den Geist der Zeit, mit Recht verhaßt ist, die aber das Bessere irrig von einer Seite erwarteten, von der es nie kommen konnte.

Sistrum (gr.) war bei den Aegyptern ein Instrument von helltönendem Erze, das besonders beim Dienste der Isis von den Frauenzimmern mit einer Hand gehalten und zum Tanzen gerührt wurde. Es war von länglich runder Form, mit einer Handhabe, und mit mehreren messingenen Stäbchen versehen, die beim Anschlagen ein starkes Klimpern verursachten; daher man es auch ägyptische Rassel nannte.

Sisyphus, ein König zu Korinth, Sohn des Aeolus (ungef. 1400 vor Chr.), der durch große Weisheit sich ausgezeichnet und zu Korinths Vergrößerung viel beigetragen haben soll. Nach der Fabel hatte er den Tod gefangen genommen, bis diesen Mars gewaltsam befreite. In der Unterwelt mußte er unaufhörlich einen großen Stein einen Berg hinan wälzen, der am Gipfel des Berges seinen Händen

immer wieder entschlüpfte. Figürlich nennt man daher eine schwere und doch vergebliche Arbeit die Arbeit des Sisyphus.

Sitte, Sittengesetz, Sittenlehre, s. Moral, Gesetz, Kategorischer Imperativ.

Situation, Lage, Stellung, daher überhaupt das Verhältniß nach Außen, in welcher eine Person erscheint. Sie ist in schönen Künsten, welche den Menschen darstellen, von großer Wichtigkeit; denn sowie in den darstellenden Künsten, welche zu dem äußern Sinne sprechen, die Lage, Stellung und Umgebung, in welcher sich die Menschenfigur befindet, den innern Charakter, Zustand oder die Handlung der dargestellten Person zu erklären vermag, wenn sie derselben angemessen erfunden ist, also sind in der erzählenden und dramatischen Poesie die Situationen (Verhältnisse, Zustände, Umgebungen) der Personen das, woran sich die poetischen Charaktere entwickeln, wie der wirkliche Mensch selbst sich an gegebenen Verhältnissen entwickelt, nur daß die Situation und ihre Schilderung in der Erzählung mehr Ansprüche machen darf als im Drama, wo die Charaktere sich aus sich selbst entwickeln sollen. Hier sollen sie, und vorzüglich in der Tragödie, mehr durch die Handlungen der Personen selbst herbeigeführt sein, da sie dort mehr vom Zufalle abhängig sein können. Daß sie auf eine unerwartete Weise eintreten, ist an sich kein Fehler, nur muß die Situation auf eine geschickte Weise vorbereitet und in das Gewebe der Handlung eingeflochten werden. (s. Schauspiel.) Dadurch kann es oft geschehen, daß wir über den Ausgang einer Handlung und das Schicksal eines Menschen eine Zeitlang in Zweifel schweben, wodurch selbst unsere Theilnahme an der Person gesteigert wird, während in der Situation selbst nur Veranlassung zur weitern Entwickelung ihres Charakters liegt. Aber an sich kann ein unglückliches Verhältniß eine Person nicht tragisch, wol aber ein lächerliches Verhältniß eine Person komisch

machen. Uebrigens können im Lustspiel ebensowol ernste als im Trauerspiel komische Situationen vorkommen; die unpoetische Auflösung unglücklicher und ernster Situationen aber in glückliche bezeichnet das rührende Schauspiel oder Rührspiel. Wo im Drama die Schilderung der Situationen die Charakteristik überwiegt, da tritt das Situationsstück ein, welches sich mehr dem Epischen und Lyrischen zuwendet, entgegengesetzt dem Charakterstück; sind diese Situationen verwickelt, wie besonders im Lustspiel, wo Scherz und Witz den Knoten knüpfen und lösen, da redet man vom Intriguenstück insbesondere. Opern sind daher an sich mehr Situationsstücke, weil bei ihnen die Ausmalung der Situation durch lyrische Kunst Hauptsache ist. Unter den kleinen Dichtungsarten haben das Idyll, die Romanze und die Ballade größtentheils nur die Darstellung einer poetischen Situation zum Gegenstande.

Situationszeichenkunst, Planzeichnen, nennt man die Kunst, gewisse Theile der Erdoberfläche richtig erkennen und im Grundrisse durch topographische Charten und Plane abbilden, sodaß man sowol die einzelnen Gegenstände, als auch die Beschaffenheit derselben deutlich unterscheiden kann. Es soll Licht und Schatten auf einem Risse der Art gar nicht stattfinden, und nur bei einigen Gegenständen wird es erlaubt, sie durch Schatten gehörig von einander zu trennen. Die Natur bezeichnet selbst die Form zu ihrer Abbildung, nur beobachte man, daß, je kleiner der Maßstab ist, desto mehr die Gegenstände von einander unterschieden werden müssen, sodaß nur noch bei Landcharten gewisse Zeichen die Stelle der Bilder vertreten. Der Zweck, der durch einen Situationsgrundriß erreicht werden soll, bestimmt die mehr oder minder deutliche Darstellung derselben. Auf einem topographischen Risse sind Gebirgszüge, das Stromgeäder, die bestimmte Angabe der Orte, die sie verbindenden Straßen und alle

Grenzen die wichtigsten Bedingungen. Bei einem militairischen Risse sind die Angaben der Lage und Böschung (Abflachung) der Berge, Höhe, Gesichtskreise, des Umfangs und der Beschaffenheit der Wälder, der Uebergangspunkte über Flüsse, der Wege aller Art, wichtig. Cameralisten und Oekonomen verlangen auf einem Risse die besondere Angabe von Feldern, Wiesen, Huthungen, Grenzen und Grenzzeichen rc. Ein Forstriß soll die Art des Holzes und die Eintheilung desselben zu seiner Benutzung angeben; so unterscheiden sich auch hydrotechnische, Bergbau-, Straßenbaurisse u. s. w. Die Darstellung der Situation geschieht entweder mit schwarzer Tusche auf weißem Papier, oder indem man zur Unterscheidung der einzelnen Gegenstände sich der Farben mit bedient (farbige Situation). Man hat Systeme aufgestellt, worin die Art der Bezeichnung und die Verbindung der einzelnen Gegenstände gelehrt wird. Unter den Anweisungen hierzu verdient die vom verst. k. sächs. Major Lehmann gefertigte rühmlichste Erwähnung. (»Die Lehre der Situationszeichnung«, von J. G. Lehmann, herausgeg. vom Maj. Becker und Prof. G. A. Fischer, 2 Thle., 4., 4. Aufl. 1828.) Unter den Forstrissen würden die im Forstinstitute zu Tharand gezeichneten die erste Stelle einnehmen, wenn nicht die Bestandcharten durch die vielen, wol nothwendigen ineinander greifenden Deckfarben ein etwas grelles Ansehen bekämen. Die in der Finanzplankammer zu Dresden gefertigten ökonomisch-cameralistischen Risse leisten, was man von einem Risse der Art nur fodern kann. Die Risse, zum franz. neu gefertigten Steuerkataster gehörig, sind für ihren Zweck ganz brauchbar. Unter den eigentlichen Situationscharten (vergl. Kupferstecherkunst) zeichnen sich 2 Manieren besonders aus: bei der einen sind die Gebirge durch Licht- und Schattenpartien von einander getrennt, was, obschon der Wahrheit nicht gemäß, doch eine schnelle und deutliche Uebersicht der Gebirgszüge ge-

währt. Hiernach sind die so vorzüglichen Charten von Malte Brun bearbeitet. Die andre Weise ist der Natur getreuer, aber auch um desto schwieriger, und eben darum bei Generalcharten kaum anwendbar. Hier werden die Gebirge nach ihrem Zuge, nach Lehmann's Manier, gezeichnet. Der Zeichner muß viel Fertigkeit besitzen, wenn er nicht aus dem Maßstabe kommen, sondern in ganz kurzen Strichen die Krümmungen und Windungen der Gebirge deutlich andeuten will. Vortrefflich in ihrer Art ist die unter des Maj. Oberreit Leitung gez. und gest. große topograph. Charte von Sachsen, nach der Aufnahme des k. sächs. Ingenieurcorps.

Skeptiker waren eine philosophische Secte, von Pyrrho gestiftet (daher sie auch Pyrrhonier heißen), dessen Lehrsätze hauptsächlich dahin gingen: daß wir nichts mit Gewißheit wissen, und daß Alles, was wir wissen, nur so zu sein scheine. Ja er folgerte sogar, daß wir an Allem, ja selbst an unsrer eignen Existenz zu zweifeln Ursache hätten. Sextus Empiricus hat in der Folge diesen Pyrrhonismus oder Skepticismus in Gestalt eines Systems aufgestellt. — **Skepticismus** heißt nun eben jene Zweifellehre, Zweifelsucht, Zweifelgeist; und **Skeptisch**, zweifelsüchtig. — **Skepticismus in der Medicin** zeigt sich auf verschiedene Weise und wirkt, wie überall, nützlich für die wahre Wissenschaft, weil er zur Sichtung führt. Innerhalb der ärztlichen Wissenschaft selbst zeigt sich ein Skepticismus, der sich zwischen Empirie und Dogmatismus stellt und das Versinken der Medicin auf die eine oder die andre Seite hindert; er zweifelt nämlich an der Richtigkeit der folgerechten Systeme ebensowie an der Alleingültigkeit der vorgebrachten Erfahrungen, sucht also die letztern zu prüfen und zu sichten, die erstern durch Einwürfe zu läutern und sicherer zu begründen. Zu diesem heilsamen Skepticismus haben sich von jeher die größten Aerzte bekannt, oder ihn wenigstens im Stillen geübt, und

ihm verdankt die Medicin ihre wichtigsten Bereicherungen; tadelhaft wird er, wenn er sich nicht gleichförmig auf die beiden genannten Seiten verbreitet, sondern eine derselben unbillig drückt oder vorzugsweise begünstigt, wie z. B. der rohe Empiriker das Vorhandensein aller Theorie schon von vorn herein bezweifelt. Außerdem stellt sich der Medicin von Außen ein Skepticismus entgegen, welcher ihre Realität selbst in Zweifel zieht. Dieser kann der ärztlichen Kunst und Wissenschaft wenigstens mittelbar nützen, indem er sie zwingt, ihre Realität wissenschaftlich und praktisch zu erweisen, und sie also zu einer höhern Stufe der Ausbildung hebt. Es gründen sich aber jene Zweifel an der Realität der Medicin theils auf die Verschiedenheit der Meinungen in derselben, theils auf die Ungewißheit ihrer Erfolge in der praktischen Ausführung, theils auf die bekannten Wirkungen der Naturthätigkeit, durch welche oft die wunderbarsten Heilungen ohne alle medicinische Hülfe und selbst unter oft scheinbar ungünstigen Einflüssen möglich werden. Wie die Realität der Medicin sich dennoch gegen diese Zweifel überzeugend erweisen lasse, gehört nicht hierher; zu bemerken ist aber und vielleicht als eine eigenthümliche Erscheinung unserer Zeit, daß ein solcher Zweifel nicht bloß bei Nichtärzten, sondern fast häufiger noch bei Aerzten sich eingefunden hat, und hier wol vorzüglich auf dem Mangel eines gehörig gelegten wissenschaftlichen Grundes beruht, wodurch das Gebäude, jemehr Erfahrung und zerstreute Lesefrucht aufgehäuft wird, immer unsicherer werden muß. Häufig sucht ein solcher Skeptiker alsdann sein Heil in den mystischen Tiefen der sogen. Naturphilosophie, die ihm über alle Zweifel dadurch hinaushilft, da sie ihm alles Zweifeln verbietet, und praktisch versinkt er in die Netze der gröbsten Empirie: daher die so häufige Erscheinung, daß die beredtesten Theoretiker am Krankenbette die bewußtlosesten Empiriker sind —

»denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein!«

Skiagraphie, der Umriß des Schattens, den ein Körper macht (s. Silhouettirkunst); erster Entwurf eines Gemäldes; Uebersicht des Inhalts eines Werks.

Skizze (ital. Schizzo, eigentl. ein Spritzfleck) in den bildenden Künsten, besonders in der Malerei, eine flüchtig hingeworfene Zeichnung von einem künftig zu vollendenden Gemälde oder a. Kunstwerke; flüchtiger Entwurf eines jeden a. auszuführenden Werks; Andeutung der wichtigsten Punkte einer Begebenheit, einer Schrift ꝛc. Daher **skizziren**, den Umriß eines auszuführenden Werks flüchtig entwerfen. — In der Malerei achtet man die **Skizzen** besonders darum, weil sie den schaffenden Geist von Seiten der Erfindung und in seiner ersten, frischesten und freiesten Thätigkeit zeigen.

Sklavenhandel. Sklaverei überhaupt ist der rechtlose Zustand eines Menschen, in welchem ihn ein Andrer als sein Eigenthum behandelt. Durch ihn wird der Mensch eine Waare. Der Händler treibt ihn, dem Last- oder Mastvieh gleich, auf den Markt, wo er auch Knaben und Sklavinnen als Werkzeuge der Wollust einkauft. Die Herabwürdigung des Weibes zum Thiere — sei es immerhin ein schönes Spielwerk in dem reizendsten Serail — ist die schmählichste Folge der von Hochasien — nicht von Indien — ausgegangenen Sklaverei, die wie ein Fluch auf dem Orient lastet und die Afrika zu Boden gedrückt hat. — Der Zustand der Sklaven, von welchem oft die Sicherheit der Staaten abhing, war schon in den ältern Zeiten ein wichtiger Theil der bürgerlichen Gesetzgebung, in welchem sich der Geist und der Charakter der Völker aussprachen. Ueber die Abscheulichkeiten, die aus dem Sklavenstande hervorgegangen sind, wie die Verstümmelung zu Eunuchen; Fechterschauspiele; Vervielfältigung

der gröbsten und wildesten Sinnenlust; über den Zustand der Sklaven in Griechenland und Rom; über das Verhältniß der Freigelassenen und ihren Einfluß auf das Sittenverderben in Rom, sowie über die Ausbrüche der Wuth, wenn der Sklave seine Ketten zerriß; von dem furchtbaren Sklavenkriege in Sicilien 134 v. Chr. (vgl. Spartacus) bis zu den Gräueln auf Haiti unter Dessalines seit 1793—1806, und dem blutigen Sklavenaufstande auf Barbados 1816 — müssen wir auf die Schriften verweisen von Reitemeier (»Gesch. der Sklaverei in Griechenland«), von Walch, Oelrichs und Hurter (»Ueber die röm. Sklaven«), und was insbesondere die Sklaverei der Neger betrifft, auf Wadström (»Observations on the slave-trade«), Falconbridge, Grégoire (»Ueber die Literatur der Neger«), Clarkson (»Gesch. der Aufhebung des Sklavenhandels«) u. A. Hier nur so viel: In Athen behandelte man die Sklaven mit großer Milde; in Sparta und im spätern Rom mit Härte. Das römische Recht verordnete, daß, wenn ein Herr getödtet worden, alle Sklaven, die mit ihm unter einem Dache, oder nahe genug gewesen, um sein Geschrei hören zu können, ohne Unterschied zum Tode verurtheilt werden sollten. Das Recht der Herren auf Leben und Tod über ihre Sklaven wurde erst unter den Antoninen, im 2. Jahrh. n. Chr., ihnen entzogen und der Obrigkeit zugetheilt. Wurden Sklaven von einem Dritten gemißhandelt, so gab das aquilische Gesetz dem Eigenthümer nur die Klage auf Schadenersatz; in Athen hingegen wurde der Thäter selbst und bisweilen sogar mit dem Tode gestraft. Die neuere Gesetzgebung hat theils den Schutz der Sklaven gegen die Mißhandlungen ihrer Herren, theils die Rechte derselben in Beziehung auf ihre Freilassung berücksichtigt. Diese Bestimmungen, die einen wesentlichen Theil der Colonialpolitik ausmachen, haben jedoch, wie die Mitglieder des afrikanischen Vereins behaupten, das Schicksal der Sklaven nur

sehr unvollkommen verbessert, und der Proceß gegen Th. Picton, den britischen Statthalter in Trinidad, hat Abscheulichkeiten an das Licht gebracht, die man in unserm Zeitalter für unmöglich halten sollte. Die Briten und Nordamerikaner haben zur Verbesserung desselben das Meiste gethan. In Nordamerika geschah dies seit der amerik. Revolution. Dann wurde auch im brit. Amerika durch ein Gesetz (**the consolidated slave-law**) von 1784 jede grausame oder harte Bestrafung der Sklaven, z. B. mit eisernen Halsringen, Gewichten oder Ketten, verboten, und der Weiße, welcher einen Schwarzen, er mochte ihm oder einem Dritten gehören, tödtete, ward am Leben gestraft. Die Verstümmelung eines Sklaven ward mit einer Buße von 100 Pf. St. und 12 Monaten Gefängniß geahndet; auch erhielt in Fällen von Grausamkeit der Sklave die Freiheit und ein Jahrgeld. Der Sklave durfte nie mit mehr als 39 Hieben gezüchtigt werden. Vergehungen der Sklaven, die nicht allzu geringfügig waren, untersuchte die Obrigkeit und das Geschwornengericht. Die Zeit ihrer Arbeit ward von 5 Uhr früh bis 7 Abends bestimmt, mit halbstündiger Ruhe zum Frühstück und 2stündiger zum Mittagsessen. Vierzehntägig erhielten sie 1 Tag frei zum Anbau ihres eignen Besitzthums; sie hatten überdies die Sonntage für sich. Sklavinnen, die 6 Kinder erzogen, waren von aller Arbeit frei. Indeß war ihr Zeugniß vor Gericht nicht zulässig. Dies Gesetz wurde je länger je genauer befolgt, und die öffentliche Meinung erklärte sich laut gegen jeden harten Sklaveneigenthümer. Seitdem konnte der Neger durch eignen Erwerb seine Lage verbessern; er lebte mit Weib und Kind unter dem Schutze der Gesetze und der Menschlichkeit. (s. **Colonial journal**, Apr. 1816.) Noch wichtiger ist die Geschichte der Versuche, den Negerhandel aufzuheben und die Sklaven frei zu machen, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Völkerrechts und des Fortschritts der

Menschheit auf dem Wege zu einem sittlich rechtlichen Zustande. Weil aber die Abschaffung des Negerhandels oder der Sklaverei der Schwarzen unter den Christen eine gänzliche Umbildung der Colonialwirthschaft herbeiführen muß, so findet sie große Hindernisse. Der Negerhandel wurde seit dem Anfange des 16. Jahrh. zuerst von den Portugiesen, dann von allen christlichen Colonialmächten bis in die neueste Zeit getrieben. 1503 wurden die ersten Sklaven von den portug. Besitzungen in Afrika nach den span. Colonien in Amerika gebracht. Aus Mitleid gegen die von Spaniern wie Lastthiere behandelten schwächlichen Amerikaner schlug hierauf Bartolomeo de las Casas dem Cardinal Ximenez die regelmäßige Einfuhr von Afrikanern vor. Ximenez verwarf den Antrag. Allein später ward jene Einfuhr von der span. Regierung und in Frankreich von Ludwig XIII., in England aber schon von der Königin Elisabeth förmlich gestattet, weil man sie ihnen als ein Rettungsmittel der Schlachtopfer des afrikanischen Despotismus vorstellte. Doch erklärte sich Elisabeth gegen den Zwangshandel. In Spanien ward der Negerhandel zuerst 1517, nach Las Casas's Vorschlag, regelmäßig eingerichtet. Karl V. ertheilte seinem Günstling Lebresa das Monopol zu jährlich 4000 Sklaven, das dieser an die Genueser verkaufte. Die Genueser erhielten die in Sklaverei verkauften Schwarzen von den Portugiesen, in deren Händen eigentlich der Handel war. Bald war die Sklaverei vorzugsweise in den Pflanzungscolonien eingeführt, und allgemeiner als in den Bergwerkscolonien. Dadurch wurde die Sklaverei der Neger zum Staatssystem, zum einzigen Erwerbzweige der kleinen afrikanischen Despoten und zum Gegenstande fortwährender Kriege, ja solcher Gewaltthätigkeiten, die alle Bande der Geselligkeit auflösten; denn jeder mächtige Neger dachte nur darauf, für Rum und Spielzeug recht viele seiner Brüder dem Markte christlicher Europäer zuzuführen. Als daher in

Folge der franz. Revolution der Menschenhandel sich vermindert hatte, schickte der König von Dahome auf der Sklavenküste 1796 eine aus s. Bruder und s. Sohne bestehende Gesandtschaft nach Lissabon, welche die Herstellung dieses Handels und die Errichtung eines Bündnisses mit Portugal gegen die übrigen europ. Colonien zum Zweck hatte. Auch wissen wir aus des amerik. Matrosen Robert Adam's Erzählung von Timbuktu, wo er selbst gewesen, daß man daselbst gewöhnlich von 4 zu 4 Wochen einen Streifzug in die benachbarten Länder unternimmt, um Menschen zu stehlen, da Sklaven für sie die beste Handelswaare sind. Zwar behauptet man, daß sonst die Kriegsgefangenen getödtet wurden, was, seit man sie als Sklaven verkaufte, aufgehört habe; allein keine Schändlichkeit rechtfertigt je die andre, und schneller Tod ist weniger grausam als langsames Verschmachten. Die Neger lernten also uns Europäer nur dazu kennen, um sich in geistigen Getränken zu berauschen und aus wilder Habsucht einander unaufhörlich zu bekriegen. Die vornehmsten Märkte für europ. Sklavenschiffe waren (und sind leider noch) Bonny und Calabar an der Küste von Guinea. Hier kaufte man für Branntwein, Spielwaaren, Eisen Salz rc., die auf großen Messen im Innern, 200 engl. Meilen von der Seeküste, eingehandelten Sklaven, und die Zahl Derer, die seit 300 Jahren ihrem Vaterlande und der Freiheit entrissen wurden, übersteigt die Summe von 40 Mill. Auf der Ueberfahrt nach Amerika starben wenigstens 7—8 vom Hundert, weil man die männlichen Sklaven gefesselt in dem Schiffsraum übereinander preßte. Denn ein Schiff von 240 Tonnen, mit 44 Seeleuten besetzt, wurde mit 520 Sklaven beladen; 2 und 2 schmiedete man sie zusammen, und der Raum für Jeden war 5 Fuß in der Länge und 2 Fuß 2 Zoll in der Höhe. Schon hier ergriff sie die Verzweiflung. Oft mußten sie zum Essen geprügelt werden; ja sie erfanden, nach Goldberry's und Win-

terbottom's Zeugniß, eine Art des Selbstmords, gegen welche sich Nichts vorkehren ließ: sie verschluckten ihre Zunge. Auf den amerik. Sklavenmärkten — ehemals Barbados, wo der höchste Preis eines Negers zwischen 80 und 85 Pf. St. (bis 600 Thlr.) war, und vor kurzem noch Havannah, und in Brasilien Bahia — wurden sie an die Pflanzer verkauft, und in Westindien vorzüglich zu Bearbeitung der Zucker-, Indigo-, Caffee- und a. Pflanzungen gebraucht, welchen Arbeiten, besonders bei dem mühsamern Zuckerbau, weder Weiße noch Mulatten in demselben Grade gewachsen sein sollten. Bei der natürlichen Trägheit des Negers aber bedurfte es einer eisernen Ruthe, um ihn zur Arbeit anzutreiben. Um zu wissen, welchem Herrn sie gehörten, brannte man ihnen mit glühendem Eisen Merkzeichen in das Fleisch. Die Ersten, welche ihren Sklaven die Freiheit gaben und an der Abschaffung des Negerhandels arbeiteten, waren einzelne Quäker in England und Nordamerika, und zwar die Stifter dieser Sekte, Georg Fox, Woolmann, Will. Penn u. A., vorzüglich seit 1727. 1751 schafften ihn die Quäker unter sich ab. Hierauf sprachen zuerst im Parlamente Sidmouth, Wellesley u. A. für die Abschaffung dieses Handels. Grandville Sharp studirte 3 Jahre lang die engl. Gesetze einzig in der Absicht, um desto kräftiger die Rechte der Afrikaner zu vertheidigen. Er bewirkte es, daß 1772 auch die engl. Gerichtshöfe den früher schon in Frankreich rechtsgültigen Grundsatz anerkannten: der in England angekommene Sklave werde dadurch frei. Nun wurde von den Freunden der Sklaven 1783 dem Parlamente wegen Aufhebung des Sklavenhandels eine Bittschrift übergeben, welche Wilberforce mit seiner Beredtsamkeit unterstützte. Zugleich bemühte er sich durch Schriften, die öffentliche Meinung für die gänzliche Abschaffung der Sklaverei zu gewinnen. Die Seele aller in England bestehenden Vereine von Sklavenfreunden war jedoch Thomas Clark-

son. Er war es fast allein, der den edlen Wilberforce und die Minister Pitt und Fox für diese Sache zu gewinnen wußte; er widmete diesem frei gewählten Berufe vom frühen Jünglingsalter an sein ganzes Leben und brachte ihm jeden Lebensgenuß sowie sein geringes Vermögen zum Opfer; er setzte sich der Gefahr aus, von den Interessenten des Sklavenhandels sowol in Liverpool als in Paris ermordet zu werden; er machte vielfache Reisen in England und Frankreich und bestieg viele Hunderte von Schiffen, um sich alle Nachrichten über und gegen den Sklavenhandel zu verschaffen, die im Parlamente bei der Untersuchung dieser Sache nöthig waren. (Auch hatte Clarkson dem Kaiser Alexander auf dem Congresse zu Aachen die Lage des Sklavenhandels auseinandergesetzt.) — Den ersten Schritt that Nordamerika. Hier verboten die 9 nördlichen und mittlern Provinzen bald nach Erringung ihrer Freiheit die Einfuhr von Negersklaven; doch traten die südlichen Provinzen Maryland, Virginien, Carolina und Georgien diesem Beschlusse nicht bei, weil sie in ihren wärmern Landstrichen zum Taback- und Reißbau die Negersklavenarbeit für unentbehrlich hielten. — Im britischen Parlamente wurde die Abschaffung des Sklavenhandels erst 1788 ernstlich erwogen, als Pitt eine Bittschrift für diesen Zweck dem Unterhause übergab. Seinem Vorgange folgten London und mehrere Grafschaften. Allein sofort erhob sich der Handelsgeiz. Der Kaufmann berechnete, daß die Zahl der Sklaven im britischen Westindien 410,000 betrüge, deren Abgang zu ersetzen jährl. 10,000 Sklaven erforderlich wären; daß die Briten jährl. in Afrika 30,000 erhandelten, folglich 20,000 an a. Nationen verkaufen könnten; daß sie bei diesem Handel über 800,000 Pfd. an brit. Kunsterzeugnissen ausführten und mehr als 1,400,000 Pfd. an Werth zurückbrächten; daß endlich die Regierung durch die Sklaventaxe 256,000 Pfd. an Einkünften gewänne. Liverpool und Bristol, welche den stärksten

Negerhandel trieben, widersetzten sich daher so kräftig, daß Wilberforce, Fox, Pitt, Will. Smith und ihre Freunde nichts weiter erlangten als eine Untersuchung der Beschaffenheit dieses Menschenhandels und Verfügungen, nach welchen die Ladung menschlicher eingerichtet werden sollte. Endlich bewirkten sie 1792. daß das Unterhaus mit einer Mehrzahl von 19 Stimmen die Abschaffung des Sklavenhandels für 1795 beschloß; allein das Oberhaus nahm diesen Beschluß so wenig an als das von Wilberforce 1794 vorgeschlagene Verbot, an fremde Nationen Sklaven zu verkaufen. — Unterdessen hatte der franz. Nationalconvent am 4. Febr. 1794 den Negern und a. Sklaven aller seiner Colonien die Freiheit gegeben und sie gegen England bewaffnet. Danton rief bei dieser Gelegenheit: »Heute schleudern wir die Freiheit in die neue Welt! Von heute an ist der Engländer todt!« — Wilberforce brachte daher 1796 abermals eine Bill in das Unterhaus, des Inhalts, daß der Negerhandel auf den 1. März 1797 für immer abgeschafft sein, und Alle, die ihn nachher noch treiben würden, zu einer 14jähr. Verweisung nach Botany-Bay verurtheilt werden sollten. Fox und Pitt stimmten für die augenblickliche Abschaffung; doch äußerte Letzterer seine Besorgniß in Ansehung der Folgen, welche diese Maßregel sowol in dem Geiste der Neger als für den Vortheil der Pflanzer nachsichziehen könnte. Dundas widersetzte sich der Bill aus demselben Grunde; ihre Annahme ward daher nochmals verschoben. — Jetzt verdoppelten Wilberforce, sowie der von Clarkson gestiftete Verein (vgl. Afrikanische Gesellschaft), ihren Eifer, um die öffentliche Meinung von dem heiligen Rechte der Menschheit zu überzeugen. Auf den Betrieb dieses Vereins ward die Niederlassung an der Westküste von Afrika zu Sierra Leona gegründet, welche die Unterweisung der Negervölker im Landbau und Kunstfleiß beabsichtigte, auch seit 1809 die jungen Afrikaner im Englischen, Arabischen, im Christenthum und in der Mathe-

matik zu unterrichten anfing. Endlich siegte im Parlamente das menschliche Gefühl über die herzlosen Vertheidiger des Sklavenmarkts. Der Minister Fox erklärte dem Hause am 10. Juni 1806, daß er diese heilige Sache des ganzen Menschengeschlechts im Namen des edlen Wilberforce führen wolle. »Ich werde trauern«, waren seine Worte, »daß ich mein politisches Leben von fast 40 Jahren ohne Nutzen zugebracht habe, wenn es mir nicht gelingt, diese Sache zu vollbringen«. Er schlug hierauf vor, daß das Haus den afrikanischen Sklavenhandel für ein gegen Gerechtigkeit, Menschlichkeit und wohlverstandene Politik streitendes Gewerbe erklären und sofort die ernstlichsten Maßregeln zu seiner gänzlichen Abschaffung nehmen solle. Die Generale Tarleton und Gascoyne widersetzten sich vergebens. Nach langem Wortkampfe siegten die vereinigten Bemühungen von Fox, Wilberforce, Windham u. A. mit 114 Stimmen gegen 15. Das Unterhaus beschloß die Abschaffung und zugleich eine Botschaft an den König, daß er die ihm gutdünkenden Wege einschlagen möge, um Amerika und die Mächte Europas zur Vereinigung mit England in diesem Entschlusse zu bewegen. Das Oberhaus genehmigte ebenfalls den Antrag. Allein der endliche Beschluß dieser berühmten **Abolition Act of slavery** erfolgte erst den 5. und 6. Febr. 1807, wo auch der berühmte Schriftsteller Roscoe für die Abschaffung sprach, ungeachtet er Repräsentant der reichen Stadt Liverpool war, welche durch diesen Handelszweig hauptsächlich zu ihrer Höhe sich emporgeschwungen hatte. Der 1. Jan. 1808 ward als das Endziel des Sklavenhandels bestimmt. — Bei dieser Gelegenheit enthielten die brit. Tageblätter folgende Bemerkung: »Es ist eine traurige, aber unbestrittene Thatsache, daß der König Georg III., der Prinz von Wales und die ganze königl. Familie, mit ehrenvoller Ausnahme des Herzogs v. Gloucester, einstimmig der Abschaffung des Negerhandels entgegen gewesen sind«. Das Gesetz

wurde den 4. Mai 1811 durch den Parlamentsschluß verstärkt, nach welchem der wissentliche Antheil am Sklavenhandel mit 14jähriger Landesverweisung oder harter Arbeit bestraft werden sollte. Doch ward erst 1824 Canning's Vorschlag in beiden Häusern angenommen und vom König am 31. März bestätigt, daß jetzt der Sklavenhandel als Seeräuberei, wie bereits die Verein. Staaten dies bestimmt hatten, bestraft wird. — In Dänemark hatte König Christian **VII.** den Sklavenhandel schon 1794 vom 1. Jan. 1804 an abgeschafft, und in dem kieler Frieden 1814 versprach Friedrich **VI.**, seinen Unterthanen jeden Antheil am Sklavenhandel im Auslande zu verbieten. — Die Vereinigten Staaten folgten dem Beispiele Englands; gleichwol dauert in einzelnen Staaten von Nordamerika die Sklaverei noch fort, und man zählte 1818 in der Union überhaupt 400,000 Sklaven. Nach dem Bundeshandelsvertrage, den England mit Brasilien den 19. Februar 1810 abschloß, ward der portug. Negerhandel auf einige Häfen an der afrikan. Küste beschränkt. — In Frankreich versprach Napoleon als erster Consul den Negern in St.-Domingo die Aufrechterhaltung der Freiheit, während er die Einw. von Isle-de-France lobte, die Sklaverei beibehalten zu haben, und denselben verhieß, daß Frankreich nie wieder die Sklaverei der Weißen durch Befreiung der Neger gesetzlich beschließen werde. Als er hierauf St.-Domingo erobert hatte, ließ er den Sklavenhandel durch den gesetzgebenden Körper wieder einführen, wobei der Staatsrath Bruix sagte: »**La liberté de Rome s'entourait d'esclaves. Plus douce parmi nous elle les relégue au loin!**« Indeß steht in den Pandekten von Ulpian als Rechtsregel: »**Servitutem mortalitati fere comparamus!**« — Endlich kam die Zeit, wo die brit. Nation diese Angelegenheit zur Sache Europas machen konnte. Lord Castlereagh drang im pariser Frieden 1814 dem König Ludwig **XVIII.** das Versprechen ab, daß Frankreich

den Sklavenhandel abschaffen und hierzu auch auf dem Congresse zu Wien mitwirken wolle; allein die Handelskammer von Nantes bewirkte die Einschränkung, daß jener Handel den Franzosen noch 5 Jahre gestattet sein solle. Damit war man in England unzufrieden. Die Franzosen suchten unter den Absichten der Briten geheime Beweggründe des Eigennutzes. Indeß widerlegte der Erfolg die Widersacher, welche aus der Abschaffung lauter Unheil für den brit. Handel kommen gesehen hatten. Liverpool, das die meisten Sklavenschiffe besaß, verlor Nichts von seinem Wohlstande. Die Insel Mauritius (Isle-de-France), welche Frankreich abtreten mußte, ward statt der Sklaven, die man aus Mozambique eingeführt, mit Verbrechern aus Indien bevölkert; und die Listen aus den brit. Colonien beweisen, daß die Zahl der freien Neger überhaupt, seit der Verbesserung ihrer Lage, zugenommen, der Landbau aber durch die Aufhebung der Sklaverei nichts verloren habe. Nach Bryant Edward's Erfahrung läßt sich nämlich auch in Zuckerpflanzungen der Pflug statt der Hacke anwenden, und zu jenem Behuf bedarf es fast nur des 21. Theils der Sklavenarbeit, die im letztern Falle erfoderlich ist. So hat sich u. a. auf St.-Helena, wo der Pflug an die Stelle der Hacke eingeführt und die Sklaveneinfuhr schon 1792 abgeschafft worden, im Landbau die Zahl der Aecker seit 1796—1812 von 4405 bis auf 6005, und die Bevölkerung seit 1803—12 an Weißen von 436—582 und an Schwarzen von 1539—1687 vermehrt; auch hat man mit Erfolg seit 1810 chinesische Ackerleute daselbst sich ansiedeln lassen. Auf Jamaica hatte sich 1815 die Zahl der Sklaven (313,814) gegen 1811 um 13,000 vermindert. Auch in Guiana bestätigte die Erfahrung, was die Menschenliebe der afrikan. Gesellschaft gehofft hatte. Die öffentliche Stimme in England machte es daher dem Lord Castlereagh zur Pflicht, dahin zu wirken, daß auf dem Congresse zu Wien ein fester Grund

zur allgemeinen Abschaffung des Negerhandels gelegt würde. Indeß richtete er, da Frankreich unthätig blieb, Spanien und Portugal aber widersprachen, nur so viel aus, daß Spanien und Portugal demselben nördlich von der Linie entsagten. (s. d. Vertrag zwischen England und Portugal, Wien den 22. Jan. 1815.) Doch machte wenigstens die von Castlereagh, Stewart, Wellington, Nesselrode, Löwenhielm, Gomez Labrador, Palmella, Saldanha, Lobo, Humboldt, Metternich und Talleyrand, Wien den 8. Febr. 1815, unterzeichnete Erklärung öffentlich bekannt, daß, weil die allgemeine Stimme den Negerhandel als einen Schandfleck der europ. Bildung verdamme, die Mächte den Zeitpunkt der allgemeinen Abschaffung desselben durch besondere Unterhandlungen festsetzen wollten. Dies geschah von Portugal durch die Erklärung vom 6. Febr. 1815, welche den Termin des gänzlichen Aufhörens auf das Ende des 8. Jahres festsetzte (21. Jan. 1823). Dagegen versprach England, an portug. Unterthanen 300,000 Pf. als Entschädigung zu bezahlen. Dann wurde im Oct. 1816 in London mit den östreich., preuß., russ. und franz. Gesandten darüber unterhandelt, und zugleich über die Errichtung eines allgemeinen Schutzvereins gegen die Menschenräuberei der Barbaresken. Ludwig XVIII. willigte nach dem pariser Vertrage vom 20. Nov. 1815 in die sofortige Aufhebung dieses Handels, wozu schon Napoleon, um die öffentliche Meinung in England für sich zu gewinnen, im April 1815 sich bereit erklärt hatte. Spanien versprach durch den Vertrag vom 30. Sept. 1817, daß der Sklavenhandel in allen span. Besitzungen, auch südlich von der Linie, den 31. Oct. 1820 gänzlich aufhören solle, und England zahlte den 9. Febr. 1818 400,000 Pf. an Spanien als Entschädigungsgelder an span. Unterthanen. Der König der Niederlande erließ, nachdem der Vertrag vom 13. Aug. 1814 durch den Hauptvertrag mit England zu Haag den 4. Mai 1818 nähere Be=

stimmungen erhalten hatte, ein gänzliches Verbot an seine Unterthanen, an dem Sklavenhandel Theil zu nehmen. Schweden hatte dies bereits nach dem Vertrage vom 3. März 1813 gethan. Nordamerika versprach im Frieden von Gent (24. Dec. 1814) zur Abschaffung des Sklavenhandels ebenfalls zu thun, was in seinen Kräften stehe. Auch zu Rio-Janeiro wurde am 23. Nov. 1826 ein Tractat mit Brasilien zu Abschaffung des Sklavenhandels binnen einer 3jähr. Frist abgeschlossen. So erhielt England freie Hand, ganz Nordafrika zu civilisiren. In dieser Absicht rüstete die afrikan. Gesellschaft 2 Schiffe unter Cap. Tuckey aus, welche in das Innerste von Afrika mit Dampfböten eindringen sollten, um die Quellen des Zaire, und unter dem Major Peddie vom Senegal aus den Lauf des Niger zu untersuchen. Zwar ist diese Unternehmung fehlgeschlagen, doch hat bereits der britische Handel in Afrika seit Vertilgung des Sklavenmarkts große Fortschritte gemacht. Die Einfuhr der für Afrika bestimmten Waaren, welche vorher jährl. 455,000 Thlr. betrug, war nämlich 1808 auf 2,242,000 Thlr. und 1810 auf 3,481,000 Thlr. gestiegen; die Ausfuhr hatte noch mehr zugenommen. Da jedoch Spanier, Franzosen und Amerikaner den Sklavenhandel noch fortsetzten, so ward 1816 ein engl. Geschwader zu Sierra Leone aufgestellt, welches auf alle Sklavenschiffe Jagd machte, und die befreieten Sklaven in ihre Heimath entließ oder ansiedelte. Aus ihnen bildete England sein transatlantisches Heer, das bereits aus 8 Linien- und 4 leichten Regimentern besteht, größtentheils aus jenen afrikan. Königreichen, wo sonst Portugal und Spanien ihre Sklaven holten. Indeß steht Wilberforce noch nicht am Ziele des Werkes der Menschenliebe, das seit mehr als 30 Jahren die große Aufgabe seines Lebens ist. Die Aufhebung des Negerhandels wurde zwar von England, Europa und Amerika (wo auch die Republik am La Plata 1815 und Colombia 1822 den Neger-

handel abschafften) gesetzlich ausgesprochen; allein noch 1823 dauerte der Menschenhandel fort auf den Küsten von Angola, Kongo und Mozambique, und es gab Sklavenmärkte auf Cuba und in Brasilien. Es werden nämlich die Gesetze, welche den Sklavenhandel verbieten, entweder fast gar nicht vollzogen, oder sie werden umgangen. Die gemischten Gerichtshöfe in den Colonien, welche die von engl. Kreuzern aufgebrachten Sklavenschiffe verurtheilen sollen, haben selten ihre Schuldigkeit gethan. Am beharrlichsten weigert sich die portug. Regierung, den Sklavenhandel aufzugeben. Der portug. Statthalter zu Bissao nimmt sogar selbst daran Theil. Ein andrer, Namens Gomez, der deshalb nach Lissabon berufen wurde, aber bald mit Ordenszeichen belohnt auf seinen Posten zurückkehrte, ließ während seiner Abwesenheit den Handel mit Menschenfleisch, wie ihn die Engländer nennen, durch seine Tochter, Donna Maria de Cruz, fortsetzen. Ueberhaupt sollten binnen 18 Monaten (bis zum August 1822) nicht weniger als 400 Sklavenschiffe von den westlichen Küsten Afrikas an 100,000 Sklaven ausgeführt haben, wovon fast die Hälfte Franzosen, die übrigen meistens Portugiesen gehörten. Die Behandlung der Neger auf diesen Marktschiffen war empörender als je, weil man, um die Kosten der Gefahr zu decken und um der Aufmerksamkeit der Kreuzer zu entgehen, die Neger in verborgenen Räumen eng zusammenpreßte, oder auch in Tonnen packte, die man im Nothfalle über Bord warf; und es ist erwiesen, daß 1819 ein franz. Schiff, Le rodeur, 39 erblindete Sklaven über Bord geworfen hat. Die Niederländer enthalten sich zwar dieses Handels; allein unter franz. Flagge sollen fortwährend Sklaven in Surinam eingeführt werden. Strenger noch als die Briten haben die nordamerik. Freistaaten den Negerhandel verboten, indem sie jeden Amerikaner, der ihn treibt, als Seeräuber mit dem Tode bestrafen; allein sie weigern sich, das gegenseitige

Recht der Untersuchung der Schiffe den Briten zuzugestehen, wodurch aller Betrug am leichtesten entdeckt werden könnte. Ueberhaupt schlug das afrikanische Institut 3 Mittel vor, um dem Sklavenhandel ein Ende zu machen: allgemeine Anerkennung des Rechts der Durchsuchung; Verurtheilung der Schiffe, auch wenn sich kein Sklave mehr an Bord befinden sollte, sobald es erwiesen ist, daß Sklaven für den Handel darauf gewesen sind; und Bestrafung des Sklavenhandels als Seeräuberei. Insbesondere rieth das »Quart. review« an, England solle die Insel Fernando besetzen, um die Baien Biastra und Benin, wo die Franzosen 2 Drittel ihrer Sklaven kaufen, und die Prinzeninsel, wo Gomez den portug. Sklavenhandel beschützt, in nähere Aufsicht zu nehmen. Im Allgemeinen widerspricht es jeder in die Zukunft schauenden Politik, wenn Frankreich, Spanien, Portugal und die Niederlande ihre Colonien mit Sklaven anfüllen; denn früher oder später zerreißen die Schwarzen ihre Ketten und machen sich unter Blut und Trümmern unabhängig, wie die Neger auf St.-Domingo. Es ist daher für Wilberforce und seine Freunde noch ein Zweites zu thun übrig, die Durchführung eines Plans zur Emancipation oder Freiwerdung der noch vorhandenen Sklaven mittelst Verbesserung ihres Zustandes in religiöser, sittlicher und bürgerlicher Hinsicht. Freilich greift dieser Plan in den Rechtsbesitz des Eigenthums ein; aber es ist besser, allmählig Rechten zu entsagen, als Alles der Gefahr eines Aufstandes preiszugeben, wie er auf Barbados, Portorico, Martinique und a. Inseln stattgefunden hat. Wilberforce schlug deshalb am 10. Juni 1816 im Unterhause vor, man solle die Sklaven gleich britischen Unterthanen behandeln und ihre Kinder zu einem freien Bauernstande auferziehen. Dies waren schon die Ansichten von Burke, Fox, Pitt, den Lords Landsdown, Howick u. A. Allein noch immer behaupteten Windham u. A., die Neger seien der Freiheit nicht fähig. Die Einre-

gistrirungsbill der Sklaven, welche Wilberforce 1815 vorgeschlagen hatte, um den Kauf und die Einfuhr neuer Sklaven, sowie die Knechtschaft freier Leute in den britischen Niederlassungen zu verhindern, ging daher nicht durch. (s. das »Colonial journal«, April 1816.) Man wandte ein, daß schon die vorhandenen Gesetze den Verkäufer und den Käufer eines Sklaven bestrafen; daß die Bill eine fiscalische Untersuchung des Eigenthums herbeiführe; daß sie den ganzen Haushalt der Pflanzer der Staatsaufsicht unterwerfe, und alle, oft so nöthige Ortsveränderungen erschwere; daß, da nach der Bill jeder, von dem Eigenthümer in der Liste weggelassene Sklave frei werden solle, die Schwächlichen, Kranken und Unbrauchbaren, die ihr Herr gesetzlich verpflegen müsse, absichtlich verschwiegen werden würden; daß die Bill der den Colonien zugesicherten Grundverfassung entgegen sei u. s. w. Diese Einwürfe entschieden für das Recht des Eigenthums; denn nach Colquhoun machen die Sklaven auf Jamaica die Hälfte des Capitals des Gesammtvermögens aus. Auch überzeugte sich das Haus durch die vorgelegten Berichte, unter welchen das Gesetz, die Rechte der Sklaven betreffend, in Jamaica den 14. Dec. 1809 gegeben, die wichtigste Beilage ist, von der Thatsache, daß der Rechtszustand der farbigen Menschen in den britischen Colonien gesichert sei. Jetzt ist die Einregistrirung der Sklaven bereits auf Trinidad, St.-Lucie und Mauritius (1814), die der Krone unmittelbar gehören, eingeführt. Als das wirksamste Mittel, die Neger zu bilden, hat man das Christenthum erkannt; doch ist man in den Colonien mit den fanatischen Predigern der Methodisten sehr unzufrieden, und gibt allgemein den Missionnairen der Brüdergemeinde den Vorzug. Nichts hielt vor Abschaffung des Sklavenhandels die Civilisation der Neger mehr zurück, als die Einfuhr neuer Ankömmlinge aus Afrika. Ist einmal diese ganz weggefallen, so hindert Nichts, den Negersklaven nach und

nach an bürgerlich häusliche Verhältnisse zu gewöhnen. Dies geschieht bereits in den neuen Freistaaten von Südamerika. Nach einem Gesetze der Republik Columbia sollen alle seit der Revolution geborene Sklavenkinder vom 18. Jahre an frei sein. Bolivar hat seine sämmtlichen Sklaven, 7—800, für frei erklärt. Auch bildet man von der Eigenthumssteuer einen Fonds, um nach und nach die Sklaven loszukaufen. Brasilien wird dies ebenfalls thun müssen, oder es hat Alles von einem Negeraufstande zu befürchten. Doch kann die Emancipation der Sklaven nur nach und nach erfolgen. Das Meiste kommt dabei auf die Einsicht und den guten Willen der Plantagenbesitzer selbst an, welche sich endlich überzeugen werden, daß Recht und Menschlichkeit ihre Wohlfahrt dauerhafter gründen als der Wucher mit dem Sklavencapital. — Wir erwähnen hier noch das System der Indentures, oder der Verdingung der Neger als freie Leute auf gewisse Zeit. Es besteht darin, daß der Neger sich verbindlich macht, für Kost und Kleidung 14 J. lang bei einem und demselben Herrn zu dienen, oder 14 Lehrjahre auszuhalten, während welcher sein Meister über ihn als Lehrburschen eben das Recht ausübt, welches er über seine andern Negersklaven ausüben kann. Da nun ein Neger im 30. Jahre (vom 14. an ist er Lehrbursche) schon alt ist, so ist er froh, wenn ihn sein Lehrherr noch andre 14 Jahre in Dienst nimmt. Die mit Sklaven beladenen Schiffe fremder Nationen werden weggenommen, um die britischen Pflanzer u. d. N. von Lehrburschen mit frischen Negern zu versehen.

Auch die Abschaffung der Sklaverei der Weißen, dieses Schandflecks der europ. Staatskunst, die von dem Schweiße der Völker Flotten erbauete und Heere errichtete, um Europa mit Blut zu düngen, während sie Volk und Land gegen die Räubereien der Barbaresken höchstens durch schimpflichen Tribut zu schützen bemüht war,

wurde endlich auf dem Congresse zu Wien und späterhin zu Aachen in Erwägung gezogen. Sie ist eine Folge der Seeräuberei, welche so alt wie die Geschichte, in den Buchten des Mittelmeeres ihren Sitz hatte. Schon die Griechen und Römer züchtigten die Seeräuber. Seit aber die Religionsschwärmerei den Islam und die Christenheit zur Zeit der Kreuzzüge gegeneinander bewaffnete, gleicht der von Türken und Mauren an den Christen verübte Menschenraub einer Hydra, deren Köpfe immer wieder wachsen, sowie man sie abhaut. Die Behandlung der weißen Sklaven ist völlig willkürlich. Sie hängt von Umständen und von der Laune des Herrn ab. Einige 100 Stockschläge auf die Fußsohlen gehören zu ihren gelindesten Strafen, und täglich ist der Christensklave den Mißhandlungen des maurischen Pöbels ausgesetzt. 1815 schätzte man die Zahl aller weißen Sklaven auf 49,000, in der Stadt Algier gegen 1000. Es war natürlich, daß Europa diesen Hohn und Frevel nicht ertragen konnte. Schon 1270 schlossen England und Frankreich eine »heilige Allianz« zur Züchtigung der Barbaresken. Philipp der Kühne griff ihren damaligen Hauptsitz, Tunis, noch vor der Ankunft der Engländer an, und zwang die Barbaren, alle christliche Gefangene frei zu geben und eine starke Geldbuße zu erlegen. 1389 unternahmen die Engländer, mit den Franzosen, Genuesern und Venetianern vereinigt, unter dem Grafen von Derby (nachher König Heinrich IV. von England) einen zweiten Zug nach Tunis mit demselben Erfolge. Als aber der große algierische Staat, nach dem Sturze der Almoraviden, in mehrere Theile zerfallen war, erhoben sich Oran, Algier, Tunis und Tripolis zu kleinen Freistaaten, welche aus Rachsucht wegen Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien, seit 1494 die Seeräuberei zu ihrem Hauptgeschäft machten. Vergeblich waren gegen sie Ferdinands, Karls V., Philipps V. und spätere Unternehmungen. Nicht viel glücklicher waren die Engländer.

Cromwell's Admiral, Blake, zerstörte zwar 1655 den größten Theil der tunesisch-algierischen Flotte und befreite viele Gefangene; allein 1669 und 1670 ließ Karl II. von England, im Verein mit den Niederländern, Algier ohne Erfolg beschließen. Ebenso vergebens bombardirten die Franzosen Algier 1682, 1683 und 1688. 1683 warf der franz. Admiral Du Quesne 1200 Bomben in die Stadt und legte sie zum Theil in Asche; allein der Dey Mezzo Morto ließ den franz. Consul Vacher in einen Mörser laden und der franz. Flotte zuschießen. Die Beschränktheit der Mittel, die man zur Bändigung der Algierer anwandte, die Eifersucht der europäischen Staaten, der Glaubenseifer der Mauren und Türken, und die Scheu, welche ihre Barbarei einflößte, Alles trug dazu bei, daß Algier nur augenblickliche Demüthigungen erfuhr. Hier, sowie in Tunis und Tripolis, schalteten raublustige türkische Milizen ohne Gesetz und Ordnung. Alle christlich-europäische Staaten haben sich daher mehr oder weniger erniedrigt, durch ordentliche und außerordentliche Geschenke den Frieden mit diesen Barbaren auf kurze Zeit zu erkaufen. Bloß Frankreich stand mit ihnen in einem bessern Verhältnisse, und England schloß seit 1662 mit Algier, Tunis und Tripolis, und mit Marokko seit 1721 Verträge, nach welchen kein engl. Unterthan je zum Sklaven gemacht, od. als solcher verkauft werden sollte, auch wenn er als Reisender auf einem feindlichen Schiffe angetroffen würde; alle engl., mit Admiralitätspässen versehene Schiffe konnten undurchsucht das Meer durchsegeln; die Ladungen der gescheiterten Schiffe durften nicht eingezogen, ihre Mannschaft nicht zu Sklaven gemacht werden, und die britischen Kriegsschiffe konnten sich in den verschiedenen barbarischen Häfen mit Lebensmitteln versehen, ohne Abgaben zu bezahlen. Indeß beobachteten die Barbaresken, Marokko ausgenommen, diese Verträge nur so lange sie Lust hatten. Oesterreich erhielt seit kurzem erst in Kon-

stantinopel einen Schutzbrief von der Pforte, ohne Tribut, und vermittelte denselben Schutz für Toscana. Rußland und Preußen haben ähnliche Firmans gegen die Barbaresken von der Pforte erlangt. Schweden und Dänemark haben den Frieden erkauft. Portugal forderte seit 1795 von den Hansestädten einen Beitrag zu Bewahrung des Strandes, um deren Schiffe an seinen Küsten zu beschützen. Lübeck und Bremen schlossen zuletzt noch 1806 Verträge mit Marokko; sie mußten aber endlich doch ihre Schifffahrt im Mittelmeere größtentheils aufgeben. Amerika schützte seine Nationalehre durch den tapfern Decatur, der 1815 Algier beschoß, und Algier mußte im Frieden die Flagge der Union als unverletzlich anerkennen. Um dieselbe Zeit hatte Sir Sidney Smith bald nach dem pariser Frieden 1814 einen Verein zur Abschaffung der weißen Sklaverei und gegen die Seeräuberei (Institution anti-pirate) zu Paris gestiftet. Allein er löste sich 1818 wieder auf; ebenso ein ähnlicher in Hamburg. Am wirksamsten handelte England für sich und seine Verbündete. Lord Exmouth (ehemals Sir Edward Pellew) schloß nämlich den 17. April 1816 mit dem Dey von Tunis, Mahmud Pascha, einen Vertrag, nach welchem dieser die Gefangenen nicht als Sklaven zu behandeln und bei Abschluß des Friedens ohne Lösegeld frei zu geben versprach. England hatte zugleich den Schutz seiner Verbündeten, Sardinien und Neapel, gegen die Barbaresken mit übernommen. Darum war Lord Exmouth schon den 31. März 1815 mit einer Kriegsflotte vor Algier erschienen, und hatte durch Drohungen den Abschluß des Friedens zwischen Sardinien und Algier, hierauf den zwischen Neapel und Algier, Tunis und Tripolis bewirkt. Aber der König von Neapel mußte an Algier, für jeden ihm geraubten christlichen Unterthan 1000 Piaster, und jährlich, ohne die außerdem noch üblichen Geschenke, 24,000 Piaster, d. i. einen Tribut, Sardinien aber für jeden Gefangenen 500 Piaster bezah-

len! Hannover wurde vom Dey in den Frieden mit England eingeschlossen. Tunis gab die sardinischen Gefangenen umsonst frei, die neapolitanischen aber nur für 300 Piaster den Kopf. Auch Tripolis hatte sich wie Tunis erklärt, die Christensklaverei ganz abzuschaffen u. die gewöhnlichen Gesetze der Kriegsgefangenschaft einzuführen. Lord Exmouth erschien jetzt den 15. Mai 1816 zum zweiten Male vor Algier, um den Dey zu nöthigen, das europäische Völkerrecht in Ansehung der Kriegsgefangenen ebenfalls anzuerkennen. Allein der Dey und sein Divan widersetzten sich dieser Forderung, weil sie ihren Staats- und Religionsgrundsätzen gleich zuwiderlief. Endlich bewilligte der Admiral dem Dey eine Frist von 6 Wochen zu Einholung der Willensmeinung des Großsultans, ohne welche die Regierung von Algier eine Verbindlichkeit dieser Art nicht eingehen wollte, und die britische Flotte segelte den 20. Mai nach England zurück; Cap. Dundas aber brachte den algierischen Abgeordneten nach Konstantinopel. Doch eine Treulosigkeit ohne Gleichen veränderte Alles. Der Dey hatte, während der Unterhandlungen mit Lord Exmouth, von Wuth und Haß gereizt, Eilboten nach Oran und Bona an die dortigen Befehlshaber gesandt, mit dem Befehle, daß sie sich der Personen und des Eigenthums aller daselbst befindlichen Engländer bemächtigen, und ihre Schiffe in Beschlag nehmen sollten. Dies wurde aufs grausamste vollzogen. Am 23. Mai überfielen algierisch-türkische und maurische Soldaten, auf einen Signalschuß, die Mannschaft von 359 italienischen Schiffen, die die Erlaubniß, Korallen zu fischen, gelöst hatten und unter engl. Flagge friedlich im Hafen zu Bona lagen. Der engl. Consul ward gemißhandelt, u. ein großes Blutbad unter den Christen, die sich vertheidigten, angerichtet. Erst die Ankunft eines Boten aus Algier, den der Dey sogleich nach Abschluß des Vertrags mit Lord Exmouth abgesandt hatte, machte der Barbarei ein Ende. Als die

Nachricht davon nach England kam, erhob sich der gerechte Zorn der Nation, und im Unterhause, wo Lord Castlereagh Bedenklichkeiten äußerte, sprach auch nicht Ein Mitglied in seinem Sinne, sondern alle verlangten die Züchtigung der Barbaren. Schon den 28. Juli lief Lord Exmouth mit 6 Linienschiffen, 2 Fregatten, 2 Briggs und 4 Bombardierschiffen aus Plymouth aus, wozu noch einige Schiffe in Gibraltar stießen. Hier vereinigte sich mit ihm der niederländ. Admiral van der Capellen mit 6 Fregatten. Wegen widrigen Windes erschien die vereinigte, mit 6500 Seeleuten bemannte und 702 Kanonen führende, 22 Kriegsschiffe starke Flotte erst den 27. Aug. früh vor der Bai von Algier, wo der Dey unterdessen Alles zur hartnäckigsten Vertheidigung in Bereitschaft gesetzt, u. mehr als 50,000 Mauren und Araber vor Algier versammelt hatte. Lord Exmouth erließ sofort an ihn die schriftliche Aufforderung: »Da er alle Verpflichtungen durch die letzten Gräuelthaten zu Bona gebrochen, so verlange der Prinz-Regent: 1) unmittelbare Auslieferung aller Christensklaven ohne Lösegeld; 2) Zurückgabe der bereits für sardinische und neapolitanische Gefangene entrichteten Gelder, zusammen 383,500 Piaster; 3) die feierliche Verpflichtung, sowie Tunis u. Tripolis die Rechte der Menschheit zu ehren, und von jetzt an im Kriege alle Kriegsgefangene nach dem Gebrauche der europäischen Völker zu behandeln; 4) Friede mit dem Könige der Niederlande unter denselben Bedingungen. Auf diese Vorschläge erwarte der Lord des Dey's Ja oder Nein.« Da keine Antwort erfolgte, so segelte die Flotte in die Bai, und nach 2 Uhr lag das Admiralschiff einen Pistolenschuß vor den Batterien beim Eingange des Hafendammes vor Anker. Der Angriff war schwierig. Algier, das damals 20,000 H. und gegen 100,000 Ew. zählte, ist längs des schroffen Ufers stark befestigt. Mehrere Reihen Batterien stehen übereinander und vertheidigen die Landzunge und den Molo, vor

welchem die britischen Schiffe vorbei mußten, um den innern Hafen zu beschießen. Nahe vor dem Molo stellten sich die Linienschiffe auf, unter dem Kreuzfeuer von mehreren 100 Kanonen, damit hinter ihnen die Bombenschiffe heransegeln konnten. Durch diese kühne Bewegung nahm Lord Exmouth die feindlichen Batterien in die Flanke und vermied zum Theil ihr Feuer. Das Feuer dauerte von 2—9 Uhr Abends. Es war von Seiten der Angreifenden so gut gerichtet, daß sie mit 702 Kanonen einen Theil des feindlichen Geschützes, das aus 1000 Stück bestand, unbrauchbar machten. Um 8 Uhr war fast halb Algier und die algierische Seemacht (4 Fregatten, 5 Corvetten und 30 Kanonierschaluppen), nebst einigen Vorrathshäusern im innern Hafen und mehreren Handelsschiffen, gänzlich zerstört. Den Tag darauf sandte Lord Exmouth, dessen Flotte ebenfalls stark gelitten hatte, eine neue Aufforderung an den Dey, unter denselben Bedingungen. Der Friede kam sogleich zu Stande. Eine hinzugefügte Bedingung schaffte alle Consulargeschenke ab, mit Ausnahme der persönlichen, die aber nie über 500 Pf. betragen dürfen, und nöthigte den Dey, dem in Fesseln gelegten Consul Genugthuung und 3000 Piaster Schadenersatz zu geben. Ueber die Kaperei ward Nichts festgesetzt; auch keine Bürgschaft geleistet. Die Regierung von Algier hat also zwar die Sklaverei der Weißen für aufgehoben erklärt, jedoch das Recht, den verschiedenen europäischen Mächten den Krieg zu erklären, sich vorbehalten. Dieser Friede ward von Omar Pascha, dem Dey, den 28. Aug. 1816 mit England und den Niederlanden unterzeichnet, am 6. d. Mon. Schawal im J. der Hegira 1231. Demselben gemäß hat der Dey 382,500 Piaster, welche er bereits von Neapel und Sardinien erhalten, zurückgezahlt, und 1211 Christensklaven an Lord Exmouth freigegeben. (Bei dem ersten Besuch in Algier, Tunis u. Tripolis hatte Exmouth 1792 Sklaven freigemacht.)

Die Schlacht war bei der Wuth, mit welcher die Algierer unter der Anführung des Deys fochten, sehr blutig. Die Engländer hatten 128 Todte und 691 Verwundete, die Niederländer 13 Todte und 52 Verwundete. Von Seiten der Algierer blieben 5000 Janitscharen und 6000 Mauren, ohne die Weiber und Kinder; an Schiffen und Vorräthen aber war der Verlust so bedeutend, daß dem Dey nur eine Brigg, ein Schoner und eine Halbgaleere nebst einigen kleinen Kriegsfahrzeugen übrig blieben. — Allein Niemand verbietet den Barbaresken die Kapereien gegen die von England oder durch großherrliche Firmans nicht beschützten Nationen. Spaniens Seemacht ist in Verfall. Der Papst kann nichts thun; doch hatte er am Himmelfahrtstage 1819 den Stifter des Ordens der h. Dreifaltigkeit zu Erlösung der Sklaven heilig gesprochen. Neapel richtete ein Landheer auf, statt Kriegsschiffe zu bauen. Sardinien fühlt erst, seit es Genua erhalten, die Verpflichtung, den Handel seiner Völker durch eine Flotte zu beschützen. Noch sind die albanischen und griechischen Seeräuber zu züchtigen übrig, was den Briten als Schutzherren des ionischen Freistaats obliegt. Frankreichs Expedition gegen Algier 1827 fg. entschied, bei der stärkern Befestigung dieses Platzes, nichts. Später haben einzelne Mächte unter sich einen Schutzverein gegen die Barbaresken geschlossen. So Spanien und die Niederlande durch den Vertrag zu Guadalaxara vom 8. Aug. 1816, nach welchem beide Mächte eine bestimmte Zahl Kriegsschiffe, Fregatten und Kanonierböte gegen die Barbaresken stellen, gegenseitig ihren Schiffen die Häfen öffnen und mehrere Mächte zum Beitritt einladen wollten. Auch beschlossen die in Aachen 1818 vereinigten Souveraine, daß England und Frankreich im Namen der verbündeten Mächte die Deys in den Barbareskenstaaten auffordern sollten, ihr Raubsystem aufzugeben, und die Grundsätze des europäischen Völkerrechts zur Richtschnur ihrer Verhältnisse zu nehmen. Frankreichs neueste Expedition gegen Algier (1830) hatte

einen raschen Erfolg. 100 Kriegs- und 400 Transportschiffe, mit 36,000 Mann und 4000 Pferden besetzt, verließen, unter Anführung des General Bourmont, den 25. Mai Toulon und die hyerischen Inseln. Am 5. Juli bereits ward Algier genommen. Bald darauf ging der Dey nach Italien, Frankreich und besuchte selbst Paris. Zu wünschen wäre es, daß Frankreichs Plan, Algier zu colonisiren, vollkommen gelänge; denn alsdann würden auch die übrigen Barbareskenstaaten als mitunterjocht zu betrachten sein.

Skolien waren bei den alten Griechen Gesänge, die man bei Tische, unter Begleitung der Lyra, jedoch einer nur auf einmal, sang. Da dies aber nicht in der Reihe, sondern herüber und hinüber geschah, je nachdem ein Musikkuhdiger den Gesang aufnahm und fortsetzte, so nennt man sie Skolien (in krummer, schiefer Richtung). Als den Erfinder nennt man den Terpander.

Skopas, s. Bildhauer der Griechen.

Skorpion (in der Astronomie), s. Ekliptik.

Skorbut, s. Scharbock.

Skoten hießen in den ersten Jahrh. nach Chr. die Einwohner Schottlands. Sie waren celtischen Ursprungs und den Römern unter dem Namen Caledonier als ein kühnes verwegenes Volk sehr wohl bekannt, das auch unüberwindlich und frei blieb und in der Folge ihr Reich (heutiges Schottland) in zwei kleine Königreiche, das der Pikten und der Skoten, umschufen, obgleich die Könige beider Reiche in der engsten Verbindung blieben. Gegen sie mußten die Briten hauptsächlich in der Mitte des 5. Jahrh. die Hülfe der Sachsen anflehen, welche sie denn auch endlich besiegten und Britannien gegen ihre Einfälle sicherten. Seitdem bekriegten jene Pikten und Skoten sich unter einander selbst, bis im 9. Jahrh. der König der Skoten, Kenneth II., beide Reiche in eins vereinigte, und sie nun wieder den gemeinschaft-

lichen Namen Skoten, das Reich selbst den gemeinschaftlichen Namen Schottland, erhielten.

Skrofeln (oder Skropheln), eine Kinderkrankheit. Man versteht darunter chronische Anschwellungen und Verhärtungen der Drüsen, sowohl der äußerlich, besonders am Halse sichtbaren und fühlbaren, als auch der tiefer und im Unterleibe am Gekröse liegenden. Diese Anschwellungen sind das beständige Zeichen; die eigentliche Krankheit aber besteht in einer fehlerhaften Abweichung sowohl der Verrichtungen, als der Flüssigkeiten des gesammten Systems der einsaugenden Adern und Drüsen im Körper. Hierauf beruht auch die Möglichkeit des Daseins einer skrofulösen Schärfe. Ganz ausgemacht ist es, daß der Entwickelungsproceß auf die Entstehung dieser Krankheit einen großen Einfluß habe, darum wird sie auch nur in gewissen Jahren, nämlich vom 5. und 6. Jahre an bis zu den Jahren der Mannbarkeit beobachtet. Sowohl ein krankhaftes Vorauseilen als Zurückbleiben des Bildungsprocesses begünstigt sie; gleichen sich die von jener Ursache herrührenden Skrofeln von selbst bald aus, so gehen dagegen die andern nur allzu leicht in große, schwer zu besiegende Uebel über.

Slawen (von Slava d. i. Ruhm). Jornandes, ein Schriftsteller des 6. Jahrh., unterscheidet 3 Völker Eines Stammes durch die Namen: Veneti, Antes und Slavi. Der Hauptstammname: Wenden, ist den Nationen eigen geblieben, die später in Deutschlands nordöstliche Länder einrückten; die Slawen wohnten um die südliche Weichsel bis an den Dniester; die Anten zwischen dem Dniester und Dnepr. Der Hunnen Einbruch in Europa befreite sie von dem gothischen, und Attila's Tod von dem hunnischen Joche. Darauf theilte sich ihnen die Bewegung mit, welche die germanischen Völker nach S. und W. trieb, indem zugleich fast ununterbrochen scythische oder mongolisch-tatarische Hordenschwärme, von der Wolga und dem Kaukasus

her, sie von den nördl. Ufern des schwarzen Meeres weg, theils nach W., theils nach N. hindrängten. Also rückten im 6. Jahrh. die eigentlichen Wenden (nachmals die nördl. Slaven) in die von Gothen und Sueven verlassenen Wohnsitze an der Elbe ein, und die eigentlichen Slawen (oder die östlichen) in die Donauländer, bis zu den norischen und julischen Alpen hin; doch vermischten sich beide, und es entstanden 2 große wendisch-slawische Völkerbündnisse: der in Großcroatien (Ostböhmen, Schlesien und Lodomirien), und der in Großserbien (Meißen, Westböhmen und Mähren). Von den Franken und den Avaren unterjocht, zersplitterten sie in verschiedene Massen, die zuerst der Franke Samo um 623 zu einem mächtigen Reiche verband, das aber nach s. Tode in viele Woiwodschaften zerfiel, woraus vor dem Ende des 6. Jahrh. neue Völkernamen entstanden. Doch ist Alles nur Sage. Im 8. Jahrh. führte der heil. Bonifaz einige slawische Stämme in die Umgegend von Fulda, Bamberg, Würzburg und Baireuth. In Böhmen regierten Libussa, die Gründerin Prags um 722, und Przemisl, erster Herzog der Böhmen, späterhin Czechen genannt. Der Stamm der Liachen (wahrscheinlich ein Antenzweig) zog von der östlichen Donau an die Weichsel zurück, und breitete sich u. d. N.: Poljanen, in dem heutigen Polen aus; Aeste dieses Stammes, die Pommern und Lutitzer, rückten in das nordöstliche Deutschland (Pommern, Niederlausitz) vor. Als wendische Volkszweige breiteten sich die Wilzen von der Oder durch die Mark bis jenseits der Elbe aus, und die Sorben bauten seit 640 das von den Hermunduren verlassene Land an der Oberelbe (das heutige Meißen bis zur Saale) und das Havelland an; im heutigen Mecklenburg erhob sich später die Macht der Obotriten. Westwärts kämpften die Wenden mit Thüringern u. Franken; Karl der Große suchte das Bündniß der Einen und besiegte die A. Im Kampfe mit den Avaren unterjochte er die südl. slawi-

schen Länder, Kärnthen, Steiermark und Krain, in welchen er und spätere Kaiser, deutsche Markgrafschaften gründeten. Darauf wurden die norddeutschen Wenden von Deutschlands Königen aus dem sächsischen Stamme bis über die Elbe gedrängt, und im 10. Jahrh. die Markgrafschaften Meißen, Lausitz und Brandenburg errichtet. Um dieselbe Zeit wurden die an dem Ausflusse der Donau zurückgebliebenen Anten von den einbrechenden Avaren, Bulgaren, Magyaren (Ungarn) u. A. theils vertilgt, theils in ferne Länder gedrängt. Der Name Anten verschwand. Wahrscheinlich waren es antische Stämme, die an den Dnepr und an die Wolchow zogen; dort bauten sie Kiew, hier Nowgorod, die beiden slawischen Grundpfeiler des russischen Staats. Die eigentlichen Slawen behaupteten sich an dem nördl. Ufer der Donau, fielen aber oft verwüstend in die römischen Provinzen ein, kämpften mit Bulgaren und Avaren um ihre Selbstständigkeit, nahmen Ausgewanderte aus Großserbien und Großkroatien auf und stifteten mit ihnen vereinigt die slawischen Niederlassungen in Dalmatien, Servien, Kroatien und Slawonien. Nach dem Untergange des großen mährischen Reichs am Ende des 9. Jahrh. erhob sich das der Obotriten (in Lauenburg, Mecklenburg rc.) unter König Gottschalk (ermordet 1066) und König Heinrich (st. 1126), bis es im 12. Jahrh. theils von den sächs. Herzögen, theils von den dänischen Königen erobert wurde. Böhmen behielt seinen slawischen Fürstenstamm, der aber die Hoheit der deutschen Kaiser anerkannte bis 1306. Langsam entwickelten sich Polen und Rußland zu selbstständigen Staaten; dagegen waren die an der Donau wohnenden Slawen, Slawonier, Bosnier und Kroaten nie mächtig, und gehorchten fast immer benachbarten Nationen: den Griechen, Ungarn, Venetianern und Türken. Unterdessen hatten Jahrhunderte von Wanderungen und Kriegen die wendischen (slawischen) Völker von einer demokratischen Verfassung zu

einer beschränkten monarchischen Regierung geführt. Ihre ersten Regenten waren ihre Stammältesten; später waren es tapfere und kluge Heerführer, genannt Gospodin oder Hospodar, Knees, Wojewode, Ban, Kral 2c. Ueber die Regenten hatten die heidnischen Priester eine große Gewalt, und der Oberpriester zu Arkon auf der Insel Rügen gebot allen wendischen Nationen. Der vornehmste Gott der Slawen hieß Bog und s. Frau Siwa. Außerdem verehrten sie gute Götter (Belbog) und böse (Czernebog). Fast jeder Gau hatte seine Gottheit. Auf Rügen wurde Swantewit, von den Obotriten Radegast, von den Havlern Herowit verehrt. Unter den Aposteln der Slawen im 9. Jahrh. sind Cyrill und Method zu bemerken. Als die Könige der Slawen erblich, und die Großen gewissermaßen Mitregenten wurden, versanken die Gemeinen (das Volk) durch allmäligen Druck in völlige Leibeigenschaft. Dasselbe traf sie nach einem schrecklichen Vertilgungskriege unter ihren deutschen Besiegern und Herren, welche ihnen im 10. und 11. Jahrh. das Christenthum aufdrangen. Nach Heinrichs des Löwen Sturz (1180) gelang es jedoch einigen wendischen Fürsten, sich in ihren Ländern als unmittelbare Reichsvasallen zu behaupten. Pribislaw, der Sohn des letzten Wendenkönigs der Obotriten, Niklot, nahm nach der alten Hauptstadt seines Landes den Titel Fürst von Mecklenburg an, und seine Nachkommen regieren noch in Schwerin und Strelitz. Also ist das Geschlecht Niklot's in Mecklenburg das einzige in Europa jetzt übrig gebliebene slawische (wendische) Fürstenhaus. Bogeslaw und Casimir behaupteten sich als deutsche Reichsfürsten in den Herzogthümern Pommern von der Oder bis zur Weichsel, deren wendisch-polnische Bewohner Pommern und Kassuben hießen. Jaromar, Fürst der Rügen, der Erbauer Stralsunds (um 1178), regierte in Rügen und Vorpommern. Sein Geschlecht erlosch 1325; das Land huldigte darauf den Herzögen von

Pommern. Pomerellen, oder das Herzogthum Pommern an der Weichsel (jetzt Westpreußen), fiel im 14. Jahrh. an den deutschen Orden und im 15. an Polen. Im eigentlichen Pommern aber erlosch das wendische Fürstenhaus nach vielen Theilungen erst 1637. In den wendischen, durch den Krieg entvölkerten Ländern selbst ließen sich deutsche Colonisten nieder, wodurch größtentheils Sprache und Sitten (zum Theil schon im 15. Jahrh., wie auf Rügen) verdrängt wurden, nur die Leibeigenschaft blieb. Gleichwohl hat sich der alte Wendenstamm noch in mehreren Ländern des östlichen Deutschlands, z. B. in der Lausitz und im Altenburgischen, erhalten. Indeß ist seit dem Untergange der wendischen Königreiche der Name Slawen der allgemeine geworden. — Noch sind die Bewohner Polens, Galiziens, Rußlands, Böhmens, Mährens, Slavoniens, Serbiens, Bosniens, Kroatiens, Illyriens und Dalmatiens größtentheils Slawen. Ihre Zahl wird überhaupt auf 50 Mill. geschätzt; davon gehören 5 Mill. zu den südlichen Slawen, deren Mundart die illyrische oder serbische heißt. Die Serben (Raizen) sind nächst den Czechen die civilisirtesten und kräftigsten aller südlichen Slawen, dabei eifrige Anhänger der griech. Kirche und tapfere Verfechter ihrer Vorrechte. — Surowiecki schildert die Slawen als eine nur von Viehzucht und Ackerbau lebende Nation, welche Krieg bloß zu ihrer Vertheidigung führte. Im Allgemeinen ist der Slawe beherzt, lebhaft und gastfrei.

Slawische Sprachen. Ihre Abkunft könnte man in Ostindien suchen. Denn das Alphabet des **Déva negari** hat 50, das altslawonische 46, das böhmische 42 Buchstaben. Der Götzendienst der Slawen stimmt mit jenem der Hindus überein, auch haben sich die Weiber nach dem Tode ihrer Männer auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen. Die slawische Sprache selbst hat auch noch die meisten reinen Wurzeln aus der indischen erhalten. Alle Slawen

lassen sich nach ihrer Mundart in 2 Ordnungen bringen. Zu der ersten gehören die Russen, Illyrier, Montenegriner, Bulgaren, Serbier, Bosnier, Dalmatiner, Kroaten, die Winder in Krain, Kärnthen, Steiermark und im eisenburger Comitate. Zu der zweiten die Czechen, Mähren, Slowaken in Ungarn (über 4 Mill.), die Ober- und Niederlausitzer, die Polen und Schlesier, sodaß man die Slawen, wie die Deutschen, in die süd- und norddeutsche Mundart, in die nordwestliche und südöstliche eintheilen kann. Nur haben sich zum Nachtheile der slawischen Literatur viele Dialekte zur Schriftsprache erhoben, wovon der Grund sowohl in der großen Ausdehnung ihrer Wohnsitze, als auch in den vielen politischen und religiösen Stürmen liegt. Es ist so zu sagen ein Wunder, die Slawen noch in dieser Blüthe und Kraft zu sehen, da sie die Wuth aller heranstürmenden Völker zuerst aushalten mußten. Denn nicht nur der Deutschen, sondern auch der Tataren, Hunnen und Türken erstem heftigsten Stoße mußten sie widerstehen. Nur nach langen Kämpfen erlagen einem Drucke, wie jener eines Friedrich von Brandenburg war (der die slawische Sprache bei Lebensstrafe zu lehren verbot und die deutsche mit Gewalt einführte), die Völkerstämme in Preußen, Brandenburg, Pommern, Sachsen, Altenburg, Meißen und Schlesien. Nur die Lausitzer stehen noch mit ihren alten Sitten und ihrer Sprache da.

Slawonien, s. Sclavonien.

Sleidanus (Johann), eigentlich Philipson, geb. zu Sleida in der Grafschaft Menderscheid unweit Köln, 1506, Publicist seines Zeitalters, studirte zu Lüttich, Köln, Löwen, Paris und Orleans die Rechte, war einige Zeit in Diensten König Franz I. von Frankreich, und wohnte als sein Abgeordneter dem Reichstage zu Regensburg bei. 1542 kam er nach Straßburg. Die Fürsten des schmalkaldischen Bundes machten ihn mit einem Jahrgehalte zu ihrem Geschicht-

schreiber, der Rath zu Strasburg gebrauchte ihn zu wichtigen Gesandtschaften, und ernannte ihn 1542 zum Prof. der Rechte. Die Protestanten schickten ihn 1545 zum Könige von England, und hernach zu der Kirchenversammlung nach Trient, wo er sehr geachtet ward. Mit den berühmtesten Männern und Gelehrten seiner Zeit stand er in Briefwechsel. Er starb zu Strasburg 1556, einen bleibenden Ruhm hinterlassend durch sein classisches Werk: »De statu religionis et reipublicae Carolo V.« (Strasburg 1555, Fol.).

Smaragd und Beryll. Dieser Edelstein findet sich in 6seitigen, theils kurzen und glatten, theils langen längsgestreiften Prismen, hat muscheligen und unebenen Bruch, ist farblos, weingelb, meergrün, smaragdgrün, hat Glasglanz, ist durchsichtig, so hart wie Topas und von 2. 8fachen spec. Gewicht. Seine Bestandtheile sind vorherrschende Kiesel- mit Thon- und Glycinerde. Das färbende Princip der smaragdgrünen ist Chromoxyd. — Die smaragdgrünen in kurzen und glatten Säulen heißen Smaragd, die andern Beryll. Der erstere findet sich in Peru, Salzburg und Aegypten, der letztere in Sibirien und Brasilien. Der Smaragd hat weit höhern Werth als der Beryll, das Karat von ersterm kostet 12 Thlr. und mehr, wenn er sehr schön ist, von letzterm 2—3 Thlr. Der Smaragd der Alten ist theils unser Edelstein, theils eine grüne Felsart.

Smith (Adam), geb. zu Kirkaldy in Schottland den 5. Juni 1723. 1748 zog er nach Edinburg, und hielt daselbst Vorlesungen über die Rhetorik und die schönen Wissenschaften. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft des berühmten Hume, die bald in die vertrauteste Freundschaft überging. 1751 ward er Prof. der Logik und der Moral zu Glasgow, ein Amt, das er 13 Jahre lang mit Ruhm bekleidete. Er selbst hielt diesen Abschnitt seines Lebens für den glücklichsten, und erinnerte sich desselben mit Vergnügen. Als akademi-

scher Lehrer zeigte Sm. seine Talente im glänzendsten Lichte. Seine Vorlesungen hielt er frei und mit Ausdrücken, wie sie ihm auf der Stelle beifielen. Sein Aeußeres, obgleich nicht einnehmend, war einfach und ungezwungen. Sein Ruf breitete sich bald so sehr aus, daß aus den entferntesten Gegenden Großbritanniens Schüler nach Glasgow kamen, um Sm. zu hören. Als Schriftsteller trat er zuerst 1759 auf, mit s. »Theory of moral sentiments« (»System der Moralphilosophie«), das vieles Aufsehen erregte, und auch ins Deutsche von Kosegarten übersetzt worden ist. Er macht darin die Sympathie zur Grundlage der Moral. 1764 und 1765 begleitete er den Herzog v. Buccleugh auf einer Reise durch Frankreich und Italien, wo er, durch Hume's Empfehlungen unterstützt, die persönliche Bekanntschaft der berühmtesten franz. Gelehrten, eines d'Alembert, Helvetius, Necker, Turgot u. A. machte. Nach seiner Zurückkunft in Großbritannien blieb er 10 Jahre in seiner Vaterstadt ohne Amt, bloß den Studien sich widmend. 1776 erschien endlich die würdige Frucht dieser langen Eingezogenheit und des angestrengtesten Fleißes u. d. T.: »Nature and causes of the wealth of nations«, eine Werk, das s. Verf. durch ganz Europa berühmt gemacht hat, und von Garve, ferner auch von Dörrien ins Deutsche übersetzt worden ist. Der Hauptzweck desselben ist, zu zeigen, wie die Natur durch die Gtundanlagen des menschlichen Geistes, und durch die äußern Lagen, in welche sie die Menschen versetzt, für die stufenweise Vermehrung des Reichthums der Völker gesorgt hat, und zugleich zu beweisen, daß das wirksamste, oder vielmehr das einzige Mittel, ein Volk groß, blühend und reich zu machen, darin bestehe, daß man der Natur in ihren Einrichtungen folgt, indem man einem jeden Menschen, so lange er die ewigen Regeln der unwandelbaren Gerechtigkeit (nicht die willkürlich gegebenen, oder vom Staate gemodelten) befolgt, freistellt, seinen Vortheil auf

jedem beliebigen Wege zu verfolgen, und sowol seinen Fleiß als sein Vermögen (Capital) mit dem Fleiße und dem Vermögen seiner Mitbürger frei und ungehindert auszutauschen. Er st. im Juli 1790.

Smith (Will. Sidney), geb. zu London 1764, ein berühmter britischer Seeheld der neuern Zeit. Früh den Seedienst erwählend, ward er schon im 16. Jahre Lieutenant, im 19. Postcapitain, nahm in der Folge 1788 ein Commando auf der schwedischen Flotte, machte dann eine Reise, und als er in Italien die zwischen England und Frankreich ausgebrochenen Feindseligkeiten erfuhr, begab er sich sogleich zur britischen Flotte in den Hafen von Toulon, setzte bei der Räumung dieses Hafens die feindlichen Schiffe und das Arsenal in Brand, bekam darauf in England als Commodore mehrere kleine Fahrzeuge, mit denen er die französische Convoy bei Herqui angriff, ja sogar sich mit seiner Fregatte in den Hafen von Brest wagte und des Feindes Lage recognoscirte. Im J. 1796 wurde er vor dem Hafen von Havre de Grace auf einmal umringt und gefangen genommen. Nach Paris geführt, ward er sehr streng beobachtet, bis er doch nach zwei Jahren auf eine, noch jetzt nicht ganz erklärliche Art (1798) auf einmal zu entkommen wußte. Mit außerordentlichen Freudenbezeigungen wurde er in England empfangen und kurz darauf erwarb er sich, da er mit dem Tiger, den er commandirte, St. Jean d'Acre rettete, den Ruhm, des damals noch unwiderstehlich geglaubten Bonaparte's Absichten auf Syrien vereitelt zu haben. Mit ausgezeichneten Belohnungen und Ehrenbezeigungen wurde er bei seiner Rückkehr aufgenommen, und auch nachher leitete er, nach dem Frieden von Amiens, als Mitglied des Unterhauses, die Beschlüsse des Parlaments, so wie er auch den Franzosen immer wieder aufs neue zu schaffen machte. Den portugiesischen Hof begleitete er nach Brasilien, ging aber in der Folge, da

er in Ungnade gefallen zu sein scheint, nach Paris, wo er auch gegenwärtig noch lebt.

Smollet (Tobias), ein bedeutender englischer Schriftsteller, geb. 1720 in Schottland. Zwar Doctor der Arzneikunde, betrieb er doch mehrere Zweige der Schriftstellerei; er schrieb eine »Geschichte von England« in 12 Octavbänden, ward (1755) der Urheber der berühmten Zeitschrift »Critical Review«; am meisten aber berühmt durch seine Romane, z. B. »Peregrine Pickle«, »Reise des Humphry Klinker« (von Bode übersetzt) u. m. Werke, die sich durch geistreiche, angenehme, launige, mitunter satyrische Schreibart auszeichnen. Er starb 1771 in Italien.

Smyrna (türkisch Ismir), bedeutende Stadt an der Westküste Natoliens, liegt in einer reizenden und an den edelsten Früchten reichen Gegend. Wahrscheinlich war sie eine Pflanzstadt der Epheser, und ist abwechselnd im Besitz der Aeolier, Jonier, Lydier und Macedonier gewesen. 400 Jahre nach ihrer Zerstörung ward sie von Lysimachus, oder, nach Strabo, von Alexander wieder aufgebaut. Indem die Städte Joniens sie in ihren Bund aufnahmen, ward sie bald der Mittelpunkt des kleinasiatischen Handels. Hier blühten die Künste; aus ihnen gingen prächtige Denkmäler der Baukunst hervor; Fremde aller Nationen schwelgten im Genusse der Reize dieser Stadt; sogar der weichere ionische Dialekt lockte mehr an. Durch den Einfluß unruhiger Zeiten ward später aller Wohlstand vernichtet und im Anfange des 13. Jahrh. waren nur noch Ruinen davon übrig. Als die Türken völlige Herren des Reichs geworden, blühte Smyrna von neuem auf und stand bald wieder da in neuen Häusern am Ufer des Meers. Die Stadt zieht sich vom Meeresufer nach einem Berge hinauf, auf welchem eine alte Burg steht; nicht weit davon liegt ein kleineres Schloß. Das von Europäern bewohnte Stadtviertel heißt die Fran-

kenstraße, hat nur 1 Stockwerk hohe, hölzerne Häuser, ist der schönste Theil von Smyrna und liegt ganz an der See. Fuhrwerk ist hier gar nicht gewöhnlich; daher sind die Straßen eng, oft 3 — 4 Ellen breit und alle Einwirkungen der Sonnenstrahlen hindernd. Das Gewühl in diesem vorzüglichsten Handelsorte der Levante ist außerordentlich. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 120,000; hierunter sind 65,000 Türken, 23,000 Griechen, 7000 Armenier und über 12,000 Juden; der Europäer, Franken genannt, ist nur eine kleine Anzahl. Es ist eine griech. Gemeinde hier, welcher ein Erzbischof vorsteht, eine armenische, ebenfalls mit einem Erzbischof, eine katholische, mit einem bischöfl. Vicar, einem Franciscaner- und einem Capuzinerkloster, und eine protestantische, welche ihre Capellen bei den englischen und deutschen Consuln haben. Die Juden haben 3 Synagogen und die Griechen ein Collegium zum Unterricht in der griech. Sprache und Mathematik. Hospitäler sind für die morgenländ. und abendländ. Christen angelegt. England, Schweden, Preußen, Venedig und Frankreich haben hier Consuln. Die Stadt ist nebst ihrem Gebiet Eigenthum der jedesmaligen Mutter des Sultans; aber ein Kadi herrscht an ihrer Statt und im Namen des Sultans, und ein Musselim erhebt die Einkünfte. Pest, Erdbeben und Feuersbrünste sind nichts Ungewöhnliches. Die Rhede ist geräumig und die Schiffe können ganz nahe am Lande sicher liegen. Es sind hier mehrere Fabriken, vorzüglich sind die vortrefflichen berühmten Teppichfabriken zu bemerken. Smyrna ist eine von den Städten, welche auf die Ehre Anspruch machen, dem Homer das Leben gegeben zu haben. An den Ufern des hellen Meles zeigte man den Ort, wo ihn seine Mutter geboren, und an seinen Quellen die Stelle, wo er in dunkler Höhle seine unsterblichen Gesänge gedichtet. Unter den Säulen seines Denkmals versammelten sich die Bürger; die Münzen der Stadt trugen sein Bildniß. Eine

kleine Stunde von hier, bei dem Dianenbade (mehreren Quellen, die vereinigt einen See bilden), hat man Ueberreste des alten Dianentempels zu finden geglaubt. Statt des frühern »Spectateur oriental« erschien in Smyrna 1827 der »Observateur impartial«.

Snyders oder Sneyders, auch Snyers (Franz), berühmter Thiermaler, geb. zu Antwerpen 1579, gest. 1657. Man hat viele Gemälde von ihm mit Figuren von Rubens, Jordaens, Hondhorst, Niculant, Mierevelt, und es ist schwer, eine Verschiedenheit des Pinsels wahrzunehmen. Philipp III. von Spanien, der eine Hirschjagd von ihm gesehen, bestellte mehrere Jagd- und Schlachtstücke bei ihm; auch ward S. erster Maler des Erzherzogs Albert, welcher Statthalter der Niederlande war.

Soane (John), Architekt in England, Prof. der Baukunst an der k. Akad. in London, geb. zu Reading in Berkshire 1756. 1777 ließ ihn der König nach Italien reisen, wo er seine Zeit mehrere Jahre gut nutzte und von den Akademien in Florenz und Parma zum Mitgliede aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr brauchte man ihn bei verschiedenen Gelegenheiten. Die englische Bank ernannte ihn 1788 zu ihrem Architekten.

Sobiesky (Johann), einer der ausgezeichnetsten Könige von Polen im 17. Jahrh. Aus einer der ältesten Familien Polens entsprossen, diente er schon jung in der Armee. Als Johann II. Casimir 1668 die Regierung niederlegte, war Sobiesky schon bis zum Kron-Groß-Feldherrn und Kron-Marschall gestiegen und durch mehrere glückliche Kriege gegen die Tartaren und Türken, besonders auch durch den Hauptsieg bei Choczim, immer berühmter, wurde er, da unterdessen auch der König Michael Thomas 1673 gestorben war, unter den vielen Thron-Candidaten zum König gewählt und ausgerufen. Ehe er nach Warschau zur Krönung zurückkehrte, vertrieb er erst noch die

Türken aus allen Gegenden Polens, erlangte den ehrenvollsten Frieden und kam nun, unter dem größten Enthusiasmus seiner Nation, zurück, da er sich denn unter dem Namen Johann III. krönen ließ. — Dem durch die Türken höchst bedrängten Kaiser Leopold I. schickte er 1683 eine ansehnliche Armee zur Hülfe und übernahm selbst das Hauptcommando, entsetzte Wien und rettete so diese Stadt und den Kaiser selbst aus dem fürchterlichsten Gedränge. Dennoch ward er in seinen älteren Jahren mehr der Gegenstand des Hasses seiner Nation, theils weil er immer nur mit Kriegen beschäftigt, theils auch dem Geize excentrisch ergeben war, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sein Ende (1696) durch Gift, von seinem Leibarzte ihm beigebracht, befördert wurde, nachdem er 22 Jahre regiert hatte. Die Juden hatten unter ihm ihr goldenes Zeitalter.

Soccus, eine Art niedriger Schuhe bei den Griechen (daher auch das deutsche Wort Socke), welche auch von römischen Frauenzimmern in den letztern Zeiten sehr verziert getragen wurden. Ihrer bedienten sich die Schauspieler in der Komödie, um den hier dargestellten Verhältnissen angemessen, in wirklicher Lebensgröße, ja (wenn man auf den ungeheuern Umfang der alten Theater Rücksicht nimmt), in noch kleinerer Statur zu erscheinen, sowie man sich dagegen in der Tragödie des Kothurns bediente, um in heroischer, die gemeine Wirklichkeit überragender Größe aufzutreten. Daher kommt es, daß man das Wort Soccus auch für die Komödie selbst braucht, und ferner darunter die niedrigere Schreibart versteht, weil der Komödie als Darstellung einer das Leben von seiner scherzhaften Seite schildernden und die Verhältnisse der wirklichen Gegenwart berührenden Handlung keineswegs der erhabene Styl der Tragödie, sondern eine dem wirklichen Gesprächston sich nähernde Schreibart angemessen ist. Auch die seidenen Schuhe der Prälaten heißen Socken (sandalia).

Socialcontract, s. Rousseau (Jean Jacques).

Societätsinseln, oder die gesellschaftlichen Inseln, nennt man eine Inselgruppe in Südindien oder in Australien, die aus 11 Hauptinseln besteht. Otahiti, mit 16,000 (n. A. jetzt nur mit 7000) Menschen, ist darunter die größte. Sie haben einen sehr milden, angenehmen Himmel, gute Bewässerung und Korallenklippen. Zucker- und Bambusrohr, Brotfruchtbäume, Bananas, Cocosnüsse, Platanen, Pisang, Yams- und Arumswurzeln, Pataten rc. sind die Erzeugnisse des Pflanzenreichs. An Thieren gibt es Schweine, Hunde, Hühner, wilde Enten, Papageien, Eisvögel, Reiher, Wallfische, Haifische, Krabben, Austern rc. Das Mineralreich liefert Thonerde, schwarzen Basalt, Schwefel, Lava rc. Die Einw. sind nicht ohne Bildung, gutmüthig und gastfrei. Sie lieben die Musik und brauchen wegen der Fruchtbarkeit ihres Landes wenig zu arbeiten, da 3 Brotfruchtbäume hinreichen, einen Menschen zu ernähren. Die Engländer haben auf diesen Inseln durch Missionnaire die christliche Religion ausgebreitet, die Götzenaltäre sind verschwunden, ebenso die schrecklichen Menschenopfer und Kindermorde. In der Buchdruckerei, welche die londner Missionsgesellschaft hierher geschenkt hat, wird jetzt ein Theil der Evangelien in der Landessprache gedruckt. Die Regierungsform ist eine Art von Lehnssystem. Unter dem Könige (Erihrahie, Groß-Erih) stehen die Erihs, unter diesen die Mahuhounis oder Lehnsträger. Endlich gibt es Toutous, d. i. Gemeine, Bauern, oder eigentlich Sklaven.

Socinianer, eine Religionsgesellschaft, der 2 Italiener ihren Namen gaben. **Lälius Socinus**, aus dem vornehmen Geschlecht der Sozzini in Siena, 1525 geb., ging von der Rechtsgelehrsamkeit, in der seine Vorfahren sich Ruhm erworben und der er selbst seine Jugend gewidmet hatte, zu Forschungen in der h. Schrift und

der Gottesgelahrtheit über, und verfiel bald in Zweifel an mehreren Sätzen der Kirchenlehre, über die er zu früh ohne gründliche und umfassende Erkenntniß derselben aburtheilte. Von Wißbegier getrieben, begab er sich auf Reisen, befreundete sich in der Schweiz und in Deutschland mit mehreren der dermaligen Reformatoren und lebte auch fast 3 Jahre in Wittenberg, wo er besonders morgenländische Sprachen erlernte und durch Talent und Fleiß sich selbst Melanchthon's Beifall erwarb, seine Meinungen aber noch zurückhielt. Von dort begab er sich nach Polen, wo er mit mehreren Gleichgesinnten in Verbindung trat, doch nur geheim seine Lehren vortrug. Darüber gerieth er in Verdacht und Untersuchung, zumal er Einige, besonders Verwandte und Freunde, von der Kirche abzog, und nur durch offenbare Verstellung und Verheimlichung seiner wahren Ueberzeugung entging er drohender Gefahr. Sein unruhiges Leben endete schon 1562 in Zürich; aber seine Meinungen erbten fort und wurden durch seinen Neffen, den Erben seiner Handschriften, weiter verbreitet. Dieser, Faustus Socinus, geb. 1539, war dem Beispiel seines väterlichen Oheims gefolgt, hatte früh durch Untersuchungen über Glaubenswahrheiten sich in endlose Zweifel verstrickt und den Verdacht ketzerischer Ansichten aufsichgeladen. Schon als 20jähr. Jüngling hatte er deshalb seine Vaterstadt Siena verlassen müssen und dann in Lyon fortgearbeitet. Durch den Tod seines Oheims in den Besitz der Handschriften desselben gesetzt, beschäftigte er sich so angelegentlich mit dem Studium derselben, daß die darin enthaltene Lehre, seinen vorgefaßten Meinungen entsprechend, sich bald seiner ganzen Ueberzeugung bemächtigte. In Florenz, wo er mehrere Jahre am Hofe des Großherzogs lebte, begann er die Verbreitung seiner Lehren durch kleine Schriften ohne seinen Namen; in Basel, wo er Schutz suchte vor den Gefahren der ital. Inquisition, befestigte er sich immer mehr in seinen Irrthümern. Diese

entwickelte er dann ungescheueter in Siebenbürgen, wo er viele Gehülfen fand, und ging endlich nach Polen, weil er dort auf noch zahlreichere Anhänger rechnen konnte. Aber die sogen. unitarischen Gemeinden, die in diesem Lande schon bestanden, und von demselben Irrwahn, der ihn befangen hielt, angesteckt waren, fanden bei ihm doch so viele von den ihrigen abweichende Lehrsätze, daß sie ihn nicht einmal in ihre Gemeinschaft aufnahmen. Gleichwol gewann er viele Andre für seine Meinungen und verband diese in mehrere kleine Gemeinschaften; viele vom Adel, selbst mehrere Geistliche, wurden durch seine Beredtsamkeit und sein feines, einschmeichelndes Betragen gewonnen und schlossen sich jenen an. Indeß trafen ihn auch viele Verfolgungen in Polen; seine Güter in Italien waren eingezogen worden; schwere Krankheiten lähmten seine Kräfte; 1604 starb er in Polen. Sein Name, schnell durch ganz Europa erschollen, ward von Vielen, die zu ähnlichen Spitzfindigkeiten, Zweifeln und ungläubigen Meinungen sich hinneigten, mit Verehrung, von vielen frommen Christen mit Unwillen, von Eiferern mit Abscheu genannt. Denn was Katholiken und Protestanten als die Grundlage des Christenthums betrachten, den Glauben an die Göttlichkeit der Person Jesu Christi und an die damit zusammenhängende Dreieinigkeitslehre, griff Socinus mit den Waffen seines Verstandes an. Ohne zu ahnen, daß dem Menschenverstande der Maßstab für das Unbegreifliche in der Religion fehlt, wollte er mit den Begriffen und der Dialektik desselben über die göttlichen Dinge aufs Reine kommen: ein Unternehmen, das ihn zum offenen Widerspruch gegen die Lehren der christlichen Kirchen von jenen Gegenständen des Glaubens und zu willkürlichen Deutungen der biblischen Aussprüche über dieselben verleitete. Auf diesem Irrwege waren ihm schon ältere Antitrinitarier vorangegangen. Auch in der Epoche der Reformation regten sich lebhafte Köpfe, denen es vorkam, als gingen

die Reformatoren im Niederreißen des alten Lehrgebäudes nicht weit genug. Ludw. Hezzer, Joh. Campanus, Mich. Servetus und m. A. hatten den Socinen schon den Weg geebnet; in Italien, der Schweiz, Frankreich und selbst in Deutschland waren kühne Neuerer aufgetreten, die gegen die Bekenntnisse der römischen wie der evangel. Kirche gleich heftig ankämpften, und je dreister und willkürlicher sie ihre Meinungen vortrugen, eine leichtgläubige, die dargebotene Willkür und Selbstmacht begierig ergreifende, in dem raschen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse und dem Verwerfen alles Dessen, was ihnen zeither Ehrfurcht geboten, sich gefallende Schar gewannen, und so eine Menge kleiner Ketzerhaufen bildeten, die in vielen Punkten von einander abweichend, doch in gewissen Hauptlehren und besonders in dem Streben, Alles zu erklären und das Unbegreifliche zu verwerfen, übereinstimmten. Insoweit dieses Streben gegen die Lehre von der Gottheit Christi gerichtet war, ward es Socinianismus genannt, und da die ihm ergebenen Sektirer sich häufig auf die Socine beriefen oder doch ihrer Lehren bedienten, erhielten sie den Namen Socinianer. Fast allenthalben, auch unter den Protestanten, gedrückt und heftig verfolgt, fanden sie nur in Polen und Siebenbürgen, wo sich solche Gemeinden bildeten, Aufnahme und Sicherheit. Sie selbst wollten, weil sie die Einheit (Unitas) Gottes zu ihrem Hauptlehrsatze machten, lieber Unitarier oder christliche Brüder heißen. So mannichfache Glaubensbekenntnisse sie bekanntmachten, so war doch keins geeignet, sie untereinander in Einverständniß zu bringen und eine gemeinsame Ueberzeugung zu bewirken. Sie blieben in viele kleinere und größere Haufen gespalten, die auch durch allerlei Parteinamen sich unterschieden. Nicht nur wichen die polnischen Unitarier von den siebenbürgischen in wesentlichen Punkten von einander ab, sondern auch jene trennten sich wieder in Pinczowianer und Rakower (Namen von 2

poln. Städten, ihren Hauptsitzen), in Farnovianer und Budnätisten (Namen von 2 Parteihäuptern), welche sich über die Zulässigkeit der Anbetung Christi stritten. Ihre berühmtesten Lehrer waren im 17. Jahrh.: Joh. Crell, Christoph Osterod, Jonas Schlichting, Valentin Schmalz, Joh. Völkel, Mart. Ruarus, Joh. Ludwig Baron v. Wollzogen, und besonders Andr. Wilsowatius. — In der Regel waren ihre Glaubensbekenntnisse nach der äußern Form des apostolischen, aber von diesem in ihrem Inhalt durchaus abweichend, abgefaßt, indem sie die Form nur beibehielten, um einen Schein von Rechtgläubigkeit zu gewinnen. Selten haben sie ganz ehrlich und frei ihre wahre Ueberzeugung ausgesprochen; immer den rechtgläubigen Ausdrücken und Formeln, deren sie sich bedienten, einen andern versteckten Sinn untergelegt und dadurch ihre Wahrheitsliebe sehr verdächtig gemacht. Auch Einzelne trugen kein Bedenken, selbst in den öffentlichen Bekenntnissen, denen sie das Ansehen symbolischer Bücher gegeben, sich mannichfache Veränderungen zu erlauben. Ihre wichtigsten Schriften, die ihre Lehre erörterten und vertheidigten, sind von Rakow ausgegangen, wo sie eine eigne Druckerei und ein Seminarium hatten. Man lernt ihren Lehrbegriff ziemlich genau, wiewol nicht vollständig, aus dem rakower Katechismus kennen. — Als zu Anfang des 18. Jahrh. eine heimliche socinianische Gemeinde in Altdorf entstand und von da aus sich auf andre deutsche Universitäten zu verbreiten begann, ward sie schnell unterdrückt. Auch in Polen duldeten die Gemeinden viele Verfolgungen, doch erhielten sie sich; am blühendsten und zahlreichsten sind sie noch jetzt in Siebenbürgen, wo sie Duldung gewannen u. d. N. der Unitarier.

Soda, s. Alkalien.

Soden (Friedrich Julius Heinrich, Graf v.), geb. zu Ansbach 1754. Sein »Geist der Criminalgesetze« in 3 Bdn., schon 1782

angefangen, verbreitete im Verhältniß zu dem damaligen Standpunkte der Criminalwissenschaft über einen erst in neuerer Zeit lebhaft cultivirten Zweig der Gesetzgebung Licht. Eine seiner Lieblingsneigungen war das Theater. Für dasselbe schrieb er mehrere Lust-, Schau- und Trauerspiele, errichtete auch selbst 1804 das erste stehende Theater in Würzburg und unterhielt und dirigirte es mehrere Jahre, sowie auch nachher das Theater in Bamberg auf seine Rechnung. Seine Abhandlung »Ueber Nürnbergs Finanzen«, deren Wiederherstellung unter die schwersten staatswirthschaftlichen Aufgaben gehörte, sowie »Das agrarische Gesetz«, mit dem er Staatsumwälzungen verhüten wollte, vorzüglich aber s. »Skizze der Staatshaushaltung« nach einem ganz neuen und genialen Plane, waren gewissermaßen die Vorläufer eines der classischsten Werke, das Deutschland im staatswissenschaftlichen Fache von ihm aufzuweisen und durch welches er in gewisser Hinsicht die Bahn gebrochen hat. Wir meinen S.'s »Nationalökonomie«, ein Werk in 8 Bdn. (Lpz. u. Aarau 1805—20), dessen geistreiche Ausarbeitung ihm den Rang in Deutschland sichert, welchen Smith in England und Say in Frankreich behauptet. Auch auf die wichtigsten Zeitereignisse wandte Graf S. immer seinen scharfen Blick, und ertheilte Rathschläge, die hier und da geehrt, aber in manchem Finanzministerium nach praktischer Handwerksmanier als gelehrte Träume übergangen wurden. Wie ein echter deutscher Mann beschrieb er auch die von Napoleon mit asiatischer Willkür verübte Mordthat an dem Buchhändler Palm, sowie das kriegerische Hausen der Franzosen in Franken. Die jüngsten Früchte der noch immer rüstigen Denkkraft des würdigen Greises sind der größten Epoche der neuern Geschichte seines Vaterlandes, den landständischen Verhältnissen, gewidmet. Er beleuchtete die Verfassungsurkunde des Königreichs Baiern und den bairischen Landtag von 1819 und 1821. Als Deputirter trat er

während der Ständeversammlung von 1824 in der zweiten Kammer mit mehreren Reden und Berichten auf, die seinen Scharfsinn beurkunden. Er gehörte, jedoch mit Vorsicht und Klugheit, den Ministeriellen an. 10 Jahre früher würde er als Landstand wahrscheinlich eine bedeutendere Rolle gespielt haben. Er st. am 13. Juli 1831 zu Nürnberg, im 77. Lebensjahre.

Soffiten (soffito), auch unrichtig Suffiten, überhaupt eine getäfelte Decke eines Zimmers; dann der Theil der Theaterdecoration, welcher in Zimmern die Decke, bei offenen Plätzen den Himmel rc. bildet.

Sofiismus, s. Ssufismus.

Soho, s. Birmingham.

Sokrates, griechischer Philosoph, wurde 470 v. Chr. geb. Sein Vater, ein unberühmter Bildhauer, hieß Sophroniskus, und seine Mutter, Phänarete, war Hebamme. Da seine Eltern unbemittelt waren, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sein Vater ihn den nächsten Weg zum Erwerb führte und ihn die Fertigkeiten, die er selbst besaß, lehrte, wenn es auch nur ein Märchen sein sollte, daß man noch bis auf die Zeiten des Pausanias herab 3 Statuen der Grazien als sein Werk am Eingange der Akropolis von Athen gezeigt habe. So unbefriedigend auch die wenigen zerstreuten Nachrichten über die Jugendbildung des großen Mannes sind, so kann man doch mit Gewißheit behaupten, daß er, ungeachtet der Dürftigkeit seines Vaters, eine gute Erziehung im Geiste der Griechen und des damaligen Zeitalters erhalten habe, also in der Musik und Gymnastik, im Sinne der damaligen Zeit unterrichtet worden sei, und daß der göttliche Genius des S. früh die Schwingen geregt und ihn selbst angetrieben habe, die Schriften der berühmtesten Weisen zu lesen und Alles aufzufassen, was seine Zeit und sein Vaterland ihm an Licht und Aufklärung über die

wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens darbot. Damals verwirrten die Sophisten die Köpfe und Herzen der griech. Jugend. S., der von der heftigsten Begierde erglühte, die Geheimnisse der Welt zu erforschen, versäumte nicht, den Unterricht der berühmtesten dieser Irrlehrer zu benutzen; aber je mehr er darüber nachdachte, desto dunkler wurden ihm die erhabenen Gegenstände dieser Forschungen, und je mehrere Sophisten er hörte, desto ungewisser ward er selbst über das, was ihm früher gewiß gewesen war. Unwillig über diese Vereitelung seiner feurigsten Wünsche, verließ er bald auf immer die Hörsäle der sogen. Weisen, und beschloß, nun durch Selbstdenken zu suchen, was ihm Andre nicht geben konnten, und vorzüglich durch Nachdenken über sich selbst zum Lichte der Erkenntniß hindurchzudringen. Denn vorzüglich machte die merkwürdige Inschrift des delphischen Apollotempels: »Lerne dich selbst kennen!« (*γνωθι σεαυτον*) einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Mit einem freudigen: »Ich hab' es gefunden!« begann er, dieser göttlichen Auffoderung gemäß, in sich einzukehren, über sein Inneres und vorzüglich über die Bestimmung des Menschen nachzudenken, und faßte nun den Entschluß, sein ganzes Leben dem erhabenen Geschäfte zu widmen, seine Mitbürger über ihr höchstes Gut aufzuklären und sie zu guten, frommen und rechtschaffenen Menschen zu bilden. Wie alle große Männer, glaubte er im freudigen Erstaunen über jenen herrlichen und göttlichen Gedanken von der Gottheit selbst dazu berufen zu sein, und in fester Ueberzeugung hing er noch in den letzten Augenblicken seines wohlthätigen Lebens an dem Gedanken, daß er ein Gottgesandter sei. Ungefähr im 30. J. seines Alters war es, da er den Entschluß faßte, sich der wahrhaft menschlichen und göttlichen Weisheit zu widmen, die Verderber der Wissenschaft und der Moral zu bekämpfen und ewige Keime für eine Saat auszustreuen, die, wie er selbst kaum hoffen konnte, die herrlichsten Früchte hervorgebracht

hat. Um zuerst das Feld, welches er zu bearbeiten gedachte, von dem üppig wuchernden Unkraute zu säubern, stellte er sich gegen die Sophisten in den entschiedensten Gegensatz. Während jene in ihrem Aeußern alle Pracht und allen Reichthum prunken ließen, erschien S. in einen geringen Mantel gehüllt, welchen er das ganze Jahr hindurch trug, und kleidete sich nur an Festen oder bei feierlichen Gastmahlen sorgfältiger. Sogar Schuhe verschmähte er. Allerdings fehlten ihm die Mittel, sich die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen; aber wie leicht würde es ihm geworden sein, sie durch seine Freunde und Schüler zu erlangen, wenn nicht die vollkommenste Unabhängigkeit sein Streben gewesen wäre, und es ist hinlänglich bestätigt, daß er alle Anerbietungen seiner reichern Freunde ausgeschlagen hat, sodaß selbst seine boshaften Gegner nicht wagten, seine Uneigennützigkeit nur von fern anzutasten. In der entschiedensten Beschränkung irdischer Genüsse lebte er nur seinem hohen Berufe zum Lehrer der praktischen Weisheit. In ihr suchte und fand er sein höchstes Glück; ihm widmete er jeden Augenblick seines Lebens; für ihn opferte er Alles auf, was gewöhnlich für wünschenswerth gehalten wird. S. war aber zuerst Volkslehrer. Für einen an das athenienſische Volk von der Gottheit Gesandten hielt sich S., wie er dieses in der Apologie des Platon selbst erklärt. Deswegen war er von frühem Morgen an geschäftig, Menschen aufzusuchen, um sie über Alles zu belehren, was dem Menschen überhaupt und Jedem nach seinen eigenthümlichen Verhältnissen wichtig sein kann und soll. Er ging auf die öffentlichen Versammlungsplätze, auf die volkreichsten Straßen, oder auch in die Wohnungen der Künstler und Handwerker und redete mit ihnen über die Pflichten der Religion, der geselligen und staatsbürgerlichen Verhältnisse, über alle Gegenstände der Moral, aber auch über Oekonomie, Kriegswissenschaft, Kunst und Gewerbe, suchte die herrschenden Vorurtheile

und irrigen Begriffe zu widerlegen, richtige Grundsätze an die Stelle derselben zu setzen, durch eindringende Ermunterungen den bessern Genius in den Gemüthern seiner Zuhörer zu erwecken, sie zu ermuthigen und zu trösten, zu erleuchten und zu bessern und die Menschen innerlich glücklicher zu machen. Daß diese Wirksamkeit mit mannichfaltigen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein müsse, leuchtet ein. War es nicht an und für sich schon ein mühevolles Geschäft? Und wie viel Aeußerungen des Spottes, der Verblendung, der Bosheit, der Fühllosigkeit, des Neides, der Undankbarkeit mußte er erfahren? Dessenungeachtet thronte eine unumwölkte Heiterkeit auf seiner Stirn; eine stets gleichbleibende Fröhlichkeit und Munterkeit belebte seine Blicke und Worte; auf dem Markte wie zu Hause, unter dem Volke wie in dem traulichen Kreise der Edlern, die Liebe zur Wahrheit und Tugend genauer mit ihm verband, war er stets Derselbe. Daß zu diesem unerschütterlichen Gleichmuthe bei S. eine glückliche, geistige und körperliche Anlage beigetragen habe, ist kaum zu bezweifeln. Aber er war zugleich eine Frucht der eignen, schweren, aber preiswürdigen Selbstbildung. Er selbst behandelte seinen Körper als Diener, härtete ihn durch Ertragung aller Arten von Beschwerden so ab, daß ihm die Tugend der Mäßigkeit leichter wurde und er bis in das Alter jugendliche Kraft des Geistes und Körpers behielt. Daher war er auch ein liebevoller Gatte und Vater, so wenig seine Frau, Xantippe, seiner würdig war. Er betrachtete sie mit einer ein bewunderndes Lächeln abnöthigenden Scherzhaftigkeit, als ein vortreffliches Uebungsmittel seiner Selbstbeherrschung; und nur bedauern können wir es, daß wir von der Art, wie er seine 3 Söhne erzog, nicht mehr wissen als was Xenophon in seinen »Denkwürdigkeiten« von dem Gespräche mit seinem ältesten Sohne Lamprokles aufbehalten hat. Er lehrte aber nicht bloß seine Mitbürger, was sie zu thun hätten, sondern er leuchtete ih-

nen auch mit dem herrlichsten Beispiele vor. Wenn wir ihn als Menschen im Verhältniß zur Gottheit betrachten, so erblicken wir ihn als einen eifrigen Verehrer des höchsten Wesens, der sich sogar hütete, seinen schwächern Mitbrüdern ein Aergerniß zu geben, und daher alle religiöse Gebräuche, die Alterthum und Sitte geheiligt hatten, mit Sorgfalt beobachtete. Was er als Freund, oder im Verhältniß zu seinen Stammgenossen war, geht aus seinem Leben selbst hervor. Aber auch als Staatsbürger erfüllte er mit musterhafter Treue alle ihm obliegende Pflichten. 3 Mal that er Kriegsdienste, zum ersten Male in seinem 39. J. bei der Belagerung von Potidäa. Hier übertraf er alle seine Mitstreiter durch die Leichtigkeit, mit welcher er die Beschwerden eines Winterfeldzugs ertrug, zeichnete sich durch Tapferkeit aus, rettete seinem Freunde Alcibiades das Leben und überließ diesem Jünglinge mit edler Uneigennützigkeit die Ehrenpreise, die seiner Tapferkeit bestimmt waren. 7 Jahre später führte er im Dienste seines Vaterlandes abermals die Waffen bei Delium und war auf der Flucht der Letzte. 420 zog er mit Kleon gegen Amphipolis. So entzog sich also der erhabene Weise selbst den niedrigen Diensten des Vaterlandes nicht, wenn es galt, seiner Bürgerpflicht Genüge zu leisten. Und wie musterhaft war sein Benehmen, als er im 65. J. seines Alters zum Mitgliede des Rat s der Fünfhundert gewählt ward! Er erlangte sogar die Würde eines Epistaten, der an dem Tage, da er diese Würde bekleidete (Epistat war man nur Einmal und an Einem Tage seines Lebens), die Volksversammlungen leitete und die Schlüssel der Festung und des Schatzes bewahrte. 10 Schiffsbefehlshaber waren angeklagt worden, weil sie, nach der Schlacht bei den arginusischen Inseln, die heilige Pflicht des Begrabens der Erschlagenen wegen eines Ungewitters nicht hatten erfüllen können. Die Feinde der unschuldigen Feldherren wendeten alle Künste der Bosheit an, um das Volk zu einem

Todesurtheil gegen dieselben zu bewegen. Durch Ränke wußten sie mehrere Versammlungen aufzuheben, da sie sahen, daß das Volk zur Lossprechung geneigt war. Endlich ward eine neue Versammlung gehalten, und zwar gerade an dem Tage, da S. Epistat war. Sie verlangten nun sogar, gegen ein altes Gesetz, daß in dieser Versammlung zugleich über Alle das Todesurtheil ausgesprochen werden sollte. Durch gedungene Bösewichter aufgereizt, foderte wirklich das Volk mit heftigem Ungestüm von den Vorstehern (Prytanen) und von dem S. diese Verletzung des Staatsgesetzes. Aber keine wilde Drohung vermochte die standhafte Gerechtigkeitsliebe des hohen Weisen zu erschüttern, und in seinem eignen Gerichte konnte er seinen Feinden ins Angesicht sagen, wie allein durch ihn jene 10 unschuldigen Männer von dem nahen Verderben glücklich gerettet worden seien. Doch nicht bloß Lehrer und Beispiel des Volks war S., er widmete sich insbesondere auch dem Geschäft, lernbegierige Jünglinge für das Reich der Wahrheit und des wissenschaftlichen Denkens zu bilden. Er hatte daher beständig einen Kreis edler Jünglinge und Männer um sich, die ihn überall begleiteten und die seinen Unterricht erhielten. Diese Schüler sind es, welche durch ihn den Geist unbefangener Forschung empfingen, und für das Höchste, für Wahrheit, Religion und Tugend wahrhaft begeistert wurden. Daher sind die folgenden philosophischen Schulen der Griechen eigentlich auf ihn zurückzuführen, und er ist als Derjenige anzusehen, welcher dem philosophischen Nachdenken unter den Griechen die Richtung auf ihr schönstes Ziel gab. Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören: Alcibiades, Kriton, Xenophon, Antisthenes, Aristippos, Phädon, Aeschines, Cebes, Euklides und Platon. Aus den zerstreuten Nachrichten des Xenophon und Platon geht unwidersprechlich hervor, daß er ihnen Staatsweisheit, Redekunst, Logik, Moral, Arithmetik, Geometrie, wenn auch nicht in systematischem Zusammen-

hange, vortrug, mit ihnen die vorzüglichsten Dichter las und sie auf die Schönheiten derselben aufmerksam machte, außerdem ihre Begriffe über alle Gegenstände des Lebens aufzuklären und zu berichtigen, und sie zur gewissenhaften Erlernung alles Dessen, was dem Menschen wichtig ist, zu ermuntern suchte. Und gerade, daß S. keinen Schulzwang kannte, sondern einzig darauf ausging, das Selbstdenken zu erwecken, mußte ungemein vortheilhaft sein. Platon und Aristoteles waren größere Systematiker, aber dem S. gebührt der große Ruhm, den Genius des Platon geweckt und der Philosophie die Richtung auf das Praktische gegeben zu haben. Daher erkannte auch das Alterthum eine Sokratische Schule an, und der Name des S. galt bei den folgenden Philosophen für eine der ehrwürdigsten Autoritäten. Seine Philosophie war aber auch, sowol in Rücksicht des Stoffes als der Form, seinen philosophischen Forschungen eigenthümlich. Um bei der letztern anzufangen, so bestand sein Unterricht nicht in langen, ausgearbeiteten oder aus dem Stegreif gehaltenen Vorträgen, sondern in freien Mittheilungen, die durch Frage und Antwort höchst anziehend wurden. Er philosophirte nicht vor, sondern mit seinen Schülern, und wirkte daher mit unwiderstehlicher Macht auf das Innerste ihres Geistes; er zwang sie zum Selbstdenken, und wer nur irgend Empfänglichkeit hatte, mußte durch seinen Umgang aufgeregt werden. Diese Fragmethode (Sokratische Methode) war um so zweckmäßiger, da S. junge Männer vor sich hatte, in deren Geiste er schon eine verhältnißmäßige Menge von Begriffen vorfand, die er nur zu läutern und zu ordnen sich bemühte. Bruchstücke der Sokratischen Gespräche, welche Xenophon mittheilte, lassen uns allerdings oft sehr unbefriedigt; aber den eigentlichen Geist dieser Methode hat auch nur Platon erfaßt und dargestellt, der deshalb von dem ganzen Alterthume fast für die einzige Quelle der Sokratischen Philosophie angesehen

wurde: eine Bemerkung, welche die neuern Lobredner oder Tadler des S. zu wenig berücksichtigt haben. Der hohe, gewandte Geist des S. richtete sich bei dieser Fragweise stets nach der eigenthümlichen und besondern Beschaffenheit seiner Zuhörer. Selbstbeherrschung hielt er für die erste Grundlage aller andern Tugenden, die sich dann aus der moralischen Anlage und durch Erkenntniß des Guten von selbst entwickeln müßten. Seine Schilderungen der wohlthätigen Kraft dieser Tugend sind mit einer wahren Begeisterung entworfen, sowie er im Gegensatz die Unmäßigkeit abschreckend darstellte. Liebenswürdig war das Bild, welches er von einem Gerechten aufstellte, unter welchem er sich einen Mann dachte, welcher alle göttliche und menschliche Gesetze mit Treue erfüllt. Unrecht thun hielt er für ein großes Uebel. Dabei erklärte er, daß es Pflicht sei, auch gegen Feinde die Gerechtigkeit zu erfüllen, und in keinem Falle die Gesetze des Vaterlandes zu übertreten, selbst wenn dieselben auf eine unrechte Art angewendet würden. Im höchsten Grade vortrefflich waren seine Ansichten von Freundschaft, Geselligkeit, ehelicher Liebe und Freuden des Lebens. Ueberall traf er die schöne Mittelstraße; alle seine Vorschriften waren gleich weit von übertriebener Strenge als von schädlicher Nachsicht entfernt, und wer sie befolgte, mußte gewiß ein guter und edler Mensch werden. Dazu kam sein vortreffliches Beispiel, welches so sehr über allen Tadel erhaben war, daß sein Freund und Schüler Xenophon in seinen »Denkwürdigkeiten« nicht nur behaupten durfte, Niemand habe je etwas Gottloses oder Frevelhaftes von ihm gesehen, sondern auch am Schlusse seines Werks folgendes Bild von ihm entwirft. »Alle Tugendhafte, die den Sokrates gekannt haben, sind noch jetzt mit schmerzlicher Sehnsucht nach ihm erfüllt; denn sie fanden in ihm den besten Anführer zur Tugend. Ich wenigstens erkläre, daß ich ihn, da er so fromm war, daß er Nichts ohne den Rath und die Beistimmung der

Götter that, so gerecht, daß er Niemandes Glück auf irgend eine Weise schmälerte, und hingegen Denen, die seines Umganges genossen, die nützlichsten Dienste erwies; so mäßig, daß er nie das Angenehme dem Nützlichen vorzog; von so hellem Verstande, daß er sich nie in Unterscheidung des Bösen und Guten irrte, und dies ohne fremde Hülfe, bloß durch sich selbst; dabei geschickt, diese Dinge genau zu bestimmen und zu erklären, auch Menschen zu beurtheilen, Irrthümer zu bestreiten, und Tugend und Rechtschaffenheit zu empfehlen; — ich erkläre, daß ich ihn für den vortrefflichsten, aber auch glückseligsten Mann halte!« Einen solchen Mann haben Einige einer schändlichen Liebe für fähig gehalten. Auf letztern Vorwurf ist es überflüssig, Rücksicht zu nehmen; desto wichtiger ist es, die nähern Umstände und Beweggründe seiner Verurtheilung zu beleuchten. Der letzte Theil seines Lebens fiel in die traurige Zeit, da Athen durch den unglücklichen Ausgang des peloponnesischen Krieges in Anarchie und Despotie gerieth. Immer pflegen Moralität und Gerechtigkeit zu sinken, wenn ein Staat sich auflöst. Dies war auch der Fall in Athen. Die Herrschaft der 30 Tyrannen war zwar durch den Thrasybul gestürzt, aber immer noch flutete und wogte Athen, wie das Meer nach einem ungeheuern Sturme, und bei der allgemein verbreiteten Unsittlichkeit fanden Haß, Neid und Bosheit, Mittel und Spielraum genug, ihre verruchten Plane auszuführen. S. war die Fortsetzung Dessen, was schon Anaxagoras in Athen erfahren mußte. Melitos, ein junger tragischer Dichter von keinem Werth, Lykon, ein öffentlicher Redner, und Anytos, Gerber und Staatsmann zugleich, traten als gerichtliche Ankläger des S. auf, und konnten um so eher durchdringen, da S. durch seine freien Aeußerungen über die Unzweckmäßigkeit einer Ochlokratie das Volk beleidigt hatte. Ihre Anklage, »daß Sokrates neue Götter einführe, die alten des Vaterlandes leugne, und ein Verderber der Jugend sei«, brachten sie nicht

bei dem Areopag, sondern bei dem Volksgerichte, der Heliäa, an. Die Gründe, auf die sie ihre Anklage stützten, bestanden in Nichts als in verdrehten, einseitig aufgefaßten und aus dem Zusammenhange gerissenen Aeußerungen des S., sowie auch der Umstand, den sie anführten, daß der Tyrann Kritias und der Staatsfeind Alcibiades seine Schüler gewesen, offenbar keinen rechtmäßigen Grund zur Anklage geben konnte. S., im hohen Bewußtsein seiner moralischen Würde, verschmähte es, sich gegen diese Beschuldigungen weitläufig zu vertheidigen. Den Tod fürchtete er nicht; die Richter achtete er nicht. Uebrigens glaubte er, daß ein ganzes langes Leben, unter den Augen der Richter und des Volks zugebracht, das sprechendste Zeugniß seiner Unschuld sein müsse. Nur kurz und mit edlem Stolz suchte er die Nichtigkeit der Beschuldigungen darzulegen, und auf seine Verdienste hinzuweisen. Ein großer Theil der boshaften und verblendeten Richter ward hierdurch beleidigt, und man verurtheilte ihn mit einer Mehrheit von 3 Stimmen zum Tode. Als sie ihm aber die Bestimmung der Strafe überließen, und S. erklärte, daß er nicht des Todes, sondern als ein Wohlthäter des Volks der Erhaltung im Prytaneum würdig sei, ward er von dem tobenden Pöbel, der sich durch diese Aeußerung beleidigt glaubte, zum Giftbecher verurtheilt. Er tröstete seine betrübten Freunde und machte sie darauf aufmerksam, daß ja die Natur von dem Tage seiner Geburt an über ihn das Todesurtheil ausgesprochen habe. An ihm bewährte sich die Kraft eines religiösen und moralischen Sinnes, sowie die himmlische Gewalt eines reinen Bewußtseins. Da gerade an dem Tage, an welchem er in das Gefängniß eingeschlossen wurde, das heilige Schiff von Athen zu dem delischen Feste nach Delos abging, so mußte, einem alten Gesetze gemäß, die Vollziehung des Todesurtheils bis zur Rückkehr desselben (30 Tage) ausgesetzt bleiben. Eine kostbare Frist für den Weisen und seine Schüler! Alle Morgen versammelten sich seine

Freunde bei ihm, und er unterredete sich mit ihnen, wie er vorher gepflegt hatte. Er stärkte sie noch im Guten, belehrte sie über die erhabenen Gegenstände seiner Forschungen und bewies ihnen durch sein Beispiel, daß die strenge Befolgung seiner Vorschriften innerlich wahrhaft beselige. In den Stunden der Einsamkeit dichtete er einen Hymnus auf Apollon und brachte mehrere Fabeln des Aesop in Verse. So getröstet S. selbst war, so trostlos waren seine Freunde bei dem Gedanken an den nahen, unersetzlichen Verlust. Es war ihnen daher wohl zu verzeihen, daß sie Anstalten trafen, ihren Lehrer aus dem Gefängnisse zu befreien. Einer derselben, Simmias von Theben, war bereit, so viel Geld herzugeben, als erforderlich war, den Aufseher zu bestechen. Allein ohne S.'s Einwilligung durften sie natürlich nichts unternehmen. Bei der ihnen bekannten Denkart desselben war es aber unwahrscheinlich, daß er ihren Bitten Gehör geben werde. Doch wollten sie wenigstens den Versuch machen. Der treue und alte Freund des S., Kriton, übernahm das Geschäft, den S. zu dem von ihnen dringend gewünschten Entschlusse zu bewegen. Er ging deshalb in aller Frühe des vorletzten Tages zu ihm. Noch schlummerte der Gute, Kriton ließ sich leise an seinem Lager nieder und wartete, bis er erwachte. Hierauf trug er ihm mit rührender Innigkeit die Bitte sämmtlicher Freunde vor, und fügte noch Alles hinzu, was die besondern Verhältnisse des S., namentlich die pflichtmäßige Sorge für seine Familie, Eindringendes darboten, um ihn zu bewegen, auf die Erhaltung seines Lebens bedacht zu sein. S. ließ seinen Freund ausreden, dankte ihm für diesen Beweis seiner Freundschaft, erklärte aber, daß er den Vorschlag zur Flucht mit seinen Grundsätzen nicht vereinigen könne. Der mit dem Namen Kriton überschriebene Dialog des Platon stellt dieses Gespräch dar und gehört zu den anziehendsten Gemälden des trefflichen Platon. Es flößt die innigste Bewunderung gegen

S. ein, der am Rande des Grabes mit unerschütterlicher Festigkeit an seinen edlen Grundsätzen hing, und selbst durch die schreiendste Ungerechtigkeit nicht bewogen werden konnte, die Pflicht des Bürgergehorsams zu verletzen. So brach denn der verhängnißvolle Tag an, an welchem S. den Giftbecher trinken sollte. Seine Freunde und seine Familie versammelten sich früh, um noch die letzten Stunden bei ihm zuzubringen. Da seine Gattin Xantippe zu heftig bewegt war, und durch lautes Geschrei ihren Schmerz über die Trennung von ihrem Manne zu erkennen gab, so gab S. dem Kriton einen Wink, sie wegzuführen. Der erhabene Weise wollte die letzten Augenblicke in feierlicher Ruhe zubringen. Als dies geschehen war, redete er mit seinen Freunden zuerst über seine Gedichte, dann über den Selbstmord und endlich über die Unsterblichkeit der Seele. Mit diesen erhabenen Betrachtungen brachte er den größten Theil des Tages zu. Er sprach mit einer Begeisterung von den Hoffnungen seines Glaubens, daß er seinen Freunden als ein verklärter Geist erschien. Endlich mahnte die nahe Dämmerung den S., daß seine Stunde gekommen sei. Er foderte den Giftbecher, und als er ihn in der Hand hielt, bemächtigte sich seiner Freunde der Schmerz mit solcher Gewalt, daß sie in Thränen und lautes Schluchzen ausbrachen. Er allein blieb ruhig und gefaßt. Darauf trank er langsam den Giftbecher hinunter. Noch jetzt tröstete er seine Freunde, in dem Zimmer auf- und abwandelnd. Als seine Füße schwer zu werden anfingen, legte er sich auf das Lager nieder, und ehe noch das Herz aufhörte zu schlagen, rief er: »Freunde, wir sind dem Asklepios einen Hahn (das Symbol des Lebens) schuldig!« Nach diesen Worten hüllte er sich in sein Gewand und verschied im 70. J. seines Alters. Dies geschah 400 v. Chr. Bald nach seinem Tode erkannten die Athenienser seine Unschuld an und betrachteten die Unglücksfälle des Staats als eine Strafe für die an ihm begangene Un-

gerechtigkeit. Sie widerriefen den Spruch, der ihn zum Tode verurtheilt hatte, ließen den Melitus hinrichten, verbannten seine übrigen Ankläger, und ließen ihm durch Lysippus eine eherne Statue errichten. Sein Aeußeres war von Natur nicht günstig, ja fast häßlich; Platon schreibt ihm den Kopf eines Silens zu; aber innere Anmuth verschönte ihn und zog alle edlen Menschen zu ihm hin.

Soldaten sind Krieger, welche einen bestimmten Sold oder Gehalt empfangen. Freiwillige dienen dem Vaterlande als Krieger ohne Sold. Jene bilden einen Stand; ihre Pflicht ist ihr Beruf. Das erste Beispiel von Miethtruppen findet sich, mit Ausschluß kleiner Scharen von Trabanten einzelner Könige und Tyrannen, um d. J. 700 v. Chr. in Carthago. Dieser Staat, der bei einer mäßigen Bürgerzahl und der auf Gewerbfleiß und Handel fast ausschließlich verwandten Thätigkeit nach Eroberungen strebte, errichtete zuerst ein stehendes Heer von Miethtruppen; doch blieb jeder Bürger verpflichtet, zur Zeit der Noth gleichfalls ins Feld zu rücken. Aber jene Söldlinge verzehrten die besten Kräfte des Staats, erschütterten ihn durch Empörung und Verrath, und zeigten sich bei den meisten Volkskriegen muthlos und schwach. Darum unterlag das von zahlreichen Flotten und Heeren gedeckte Carthago den Angriffen eines damals nur mäßigen, aber mit eigner Kraft streitenden Volks. Dem Beispiel Carthagos folgten Syrakus und a. Staaten Siciliens und Unteritaliens; aber durchaus mit gleichem Erfolge. Auch in Aegypten, unter Psammittich und dessen Nachfolgern, gab es griech. Miethstruppen (um 656 v. Chr., weshalb die alte Kriegerkaste nach Aethiopien zurückwanderte); allein schon von Nebukadnezar's kriegerischen Horden erschüttert, stürzte nach einer einzigen Schlacht gegen Cambyses der Thron der Pharaonen ein, und bewies die Unzuverlässigkeit der Miethstruppen. Dennoch breitete sich ihr Gebrauch immer weiter aus. Die Perser

beschränkten den Kriegsdienst auf ihre edlern Stämme, und die größere Masse der Nation versank in leidende Ruhe. Nur in besondern wichtigen Kriegen ergingen noch Aufgebote an das ganze Volk, z. B. auf Xerxes's Machtwort gegen die Griechen. Bei zunehmender Weichlichkeit der herrschenden persischen Stämme aber wurden ihre stehenden Heere größtentheils aus fremden, unter den barbarischen Horden und in Griechenland geworbenen Menschen gebildet, darum zerfiel das große persische Reich bei dem entschlossenen Angriff des Macedoniers. Auch die Kernmasse von Alexanders Heer bestand aus stehenden Truppen; allein es waren Eingeborene, die durch das Genie ihrer Feldherren erhoben, für ihre Nationalehre fochten. In den schönern Zeiten Griechenlands hatte man dort nur Nationalkriege gesehen. Der Sieg bei Marathon, der herrlichste von allen, wurde von 10,000 atheniensischen und platäensischen Bürgern unter ihren Stadtobrigkeiten über unzählbare persische Schlachthaufen erfochten. Als aber Athen und Sparta anfingen, um die Oberherrschaft zu streiten; als die innern Kriege häufiger wurden, und immer größeres Verderbniß einriß, da kamen auch hier die Lohnsoldaten auf. Die Nationaltruppen hörten zwar nicht auf, sie wurden aber beschränkt; und Griechenland verlor durch die unglückliche Schlacht bei Chäronea seine Freiheit. Von dem Aufkommen der stehenden Heere an beginnt eine traurige Epoche in der Geschichte. Die Völker erscheinen nicht mehr thätig, sondern bloß leidend. Dafür sieht man Truppen und Truppenführer, die mit wilder Wuth die Länder durchstürmen. Jede glückliche Kriegerschar errichtet ein Reich; jeder Feldherr wird ein Fürst. So erhoben sich die blutigen Throne der neumacedonischen, der Seleucidischen und Ptolemäischen Herrschaft und ähnliche. Selbst in Griechenland sah man, bis späterhin in Aetolien und Achaja wieder Freistaaten aufblühten, in jeder Stadt einen Tyrannen, d. h. das Haupt einer Kriegerschar, welche die

wehrlosen Bürger unterdrückte. Aber selbst die macedonischen Reiche wankten auf ihrer soldatischen Grundfeste. Sie fielen schnell nach einander, als die Nationalheere der Römer gegen sie auftraten. Dagegen war die kleine ätolische und achäische Eidgenossenschaft schwerer zu besiegen als der weitgebietende Antiochus, und ihre Nationalstreiter wurden mehr durch Hinterlist und Verrath als durch Waffengewalt überwunden. — In Rom war es, bis zu den letzten Zeiten der Republik, der wehrhafte Theil des Volks, der, nach der Verfügung des Gesetzes, von den Magistraten aufgefodert, unter die Fahnen trat. Der Dienst war unentgeltlich, und als später bei längern Kriegen der Sold aufkam, diente man doch nicht um des Soldes willen, sondern empfing ihn bloß als eine Beihülfe zum Dienst. Bis zu den Zeiten des Marius und Sulla gab es keine Miethstruppen in Rom, und in diese Periode fallen die größten Triumphe der Römer: die gefahrvolle Eroberung Italiens, der Riesenkampf mit Carthago und die Demüthigung der alexandrinischen Reiche. Als aber hierauf die Lust nach Beute und Eroberungen immer mehr zunahm; als Volk und Verfassung immer schlechter wurden, traten allmälig stehende Heere auf, und Soldaten, die, obgleich aus Bürgern geworben, doch keine Bürger mehr waren. Nach Roms Falle breitete sich der kriegerische Geist der Germanen über das ganze westliche Europa, bis nach Nordafrika hin, aus. Die Könige, Philipp August von Frankreich unter ihnen der erste (vom J. 1180—1223), errichteten Söldnerheere, um ihre Throne gegen den Trotz der Vasallen zu schützen. Das Volk, seufzend unter Adels- und Priesterdruck, betrachtete das, was der Thron an Festigkeit gewann, als einen Vortheil, ohne den aus der Errichtung der neuen Soldheere entspringenden künftigen Schaden zu ahnen. Obgleich der Lehndienst noch fortdauerte, breiteten sich doch die geworbenen Truppen immer mehr aus. Auch Städte, Freistaaten und

Bundessysteme (wie die Hansa) unterhielten geworbene Heere nach Maßgabe ihrer Verhältnisse. Bald schien durch das Vordringen der Osmanen in Europa eine Vermehrung der Kriegsheere nothwendig. Murad I. (von 1360—89) stiftete das stehende Heer der Janitscharen und gewann dadurch ein drohendes Uebergewicht über alle Nachbarstaaten, die ihm weder ein gleich starkes Heer noch eine wohlgeordnete Nationalvertheidigung entgegensetzen konnten. — Soldaten in taktischer Hinsicht. Das Heer ist Maschine, es bestehe aus Söldlingen und Fremden, oder aus Nationalkriegern; es sei begeistert von dem Durst nach Beute und Ruhm, oder von einer großen Idee. Darum ist die Zusammensetzung dieser furchtbaren Maschine nicht gleichgültig. I. Die Römer kannten nur sehr unvollkommen den Stellungskrieg, der Monate lang vor der Schlacht um die Palme des Siegs mit Hin- und Herzügen kämpft. Sie brauchten weder Magazine, noch Zeughäuser, noch künstlich gedeckte Operationslinien. Cäsar machte in Gallien Märsche von 16 Stunden Weges in 24 Stunden. In den Schlachten entschied die Richtung und die Kraft des Linienkampfs den Sieg. Bis zu den Zeiten des Scipio Africanus, der zuerst fremde Miethstruppen als Hülfsreiterei (Numidier, Spanier u. A.) brauchte, bestand das Heer aus römischen Bürgern und Bundestruppen (Sociis). Auf dem Campus Martius wurden die Legionen aus Verheirattheten und Unverheiratheten von 17 — 46 und 50 Jahren gebildet; Keiner war befreit, außer wer 20 Feldzüge gethan hatte. Vor jedem Kriege wurden die geworbenen Legionen (denn stehende gab es erst unter Augustus) von den Kriegstribunen nach ihrer physischen und moralischen Beschaffenheit geordnet; die jüngern und ärmern nahm man zu den Velites, einer Art leichter Truppen. (Die Bogenschützen und Schleuderer waren Fremde.) Dann wählte man die Hastati aus, welche den Compagnien im Centrum unserer

Linienregimenter entsprechen; dann folgten die **Principes**, dann die **Triarii**, endlich die **Equites**. Die Stärke und die Zusammensetzung der Truppengattung der Legionen waren verschieden. Jede stellte ein kleines Heer von 4—6000 M. dar; sie hatte verhältnißmäßig alle Waffengattungen, Werkleute und Heerbedürfnisse bei sich; die Reiterei war nur der 20. Theil der Legion, etwa 2—300 Pferde; doch fochten die Reiter auch zu Fuß. Die Stärke des Heers beruhte auf dem Fußvolk. Ein Consularheer zählte nie mehr als 18,600 M., worunter 1800 M. Reiterei. In gefahrvoller Zeit vereinigte man mehrere Heere; das römische Heer bei Cannä war 4fach, denn es zählte gegen 80,000 M. Eine Cohorte war 4—600 M. Schutz- und Angriffswaffen waren verschieden nach der Truppengattung. Ein römischer Soldat auf dem Marsche trug an Waffen, Heergeräth (z. B. Lagerpfähle) und Mundvorrath auf 19—20 Tage eine Last von wenigstens 90 Pf., also das Doppelte von dem, was ein Soldat jetzt trägt; daher vergleicht Vegetius ein mit 1000 Pallisaden belastetes Heer einer wandernden Festung. Des Soldaten Körperkraft ward unaufhörlich geübt. Im Lager arbeitete er am Straßen- und Brückenbau, an Wasserleitungen 2c. Er war der beste Wallarbeiter, den man kennt. Das Treffen fingen die Veliten an; hatten sie sich auf die Flügel jeder Legion oder in die Zwischenräume zurückgezogen, so warfen die Hastaten ihre Wurfspieße 12 — 15 Schritt weit auf den Feind, dann stürzten sie sich mit dem Schwert auf die feindlichen Glieder. Wurden sie geworfen, so rückten die **Principes** vor, und jene ordneten sich wieder im Hintertreffen. Wankten die **Principes**, so zog die dichte Schar der Triarier, bis dahin auf ein Knie gestützt und mit ihren Schilden gedeckt, herbei. Wich nun der Feind, so trieben ihn vollends die Veliten und die Reiterei in die Flucht. Diese 3fache Linie der Schlachtordnung und der 3fache Kampf gaben der rö-

mischen Heerstellung den Vorzug vor dem macedonischen Phalanx. Uebrigens stand der römische Soldat immer im Lager, selbst in Friedenszeiten (castra stativa); dabei war er stets beschäftigt und strenger Mannszucht unterworfen. Dies erhielt ihn kräftig, und es gab auf Märschen weniger Kranke als bei uns. In den letzten Zeiten der Republik wuchs die Stärke der Heere ansehnlich durch Fremde und Sklaven; aber die innere Kraft nahm ab. Augustus stand als Imperator an der Spitze von 49 Legionen und 19,000 Pferden; dazu kamen noch 10,000 Prätorianer und die Provinzialtruppen. Mit der Kriegszucht verfiel die Kriegskunst. II. Unter Honorius und Valentinian konnten die Legionen nicht länger der Wuth regelloser Angriffe der Hunnen, Gothen, Vandalen, Burgunder und Franken widerstehen, deren Kriegskunst in ihrer Masse, Körperkraft und stürmischen Entschlossenheit bestand. Erst Karl d. Gr. gab seinen Heeren eine der Tapferkeit des Feindes überlegene Einrichtung; allein die Chroniken enthalten darüber nichts Näheres. Im 11. und 12. Jahrh. bestanden die Heere aus Lehnsscharen, die jeder Vasall auf 3 Monate oder 90 Tage zu dem Banner des Lehnsherrn führte. Auf so lange nahm Jeder seine Bedürfnisse mit sich; war die Zeit vorbei, so ging man nach Hause, der Krieg mochte geendigt sein oder nicht. Die gepanzerte und mit Lanzen bewaffnete Reiterschar (Gendarmes) waren der Kern des franz. Heers; der übrige Haufe bestand aus schlechtbewaffnetem und ungeübtem Fußvolk, meist Leibeignen. Als die Künste in Italien wieder auflebten; ward auch das Kriegswesen verbessert; der Krieg aber mit käuflichen Banden, die von sogen. Condottieri geworben und befehligt waren, geführt. Die Schonung, mit der diese nur nach Sold und Beute gierigen Scharen sich gegenseitig bekämpften, war Ursache, daß man auf Kriegslisten und künstliche Bewegungen sann, dadurch aber die Elemente der Taktik aufs neue erfand. Stel-

lungen und Märsche, künstlicher Angriff fester Plätze, Ueberfälle und Vermeidung nachtheiliger Gefechte bezeichnen die Kriegskunst des berühmten du Guesclin unter Karl V., König von Frankreich (1364—80). Seine Kameradschaften, 30,000 M., bestanden aus geordneten Haufen in großen Compagnien, die aber dem Lande nach dem Kriege durch ihre Raublust sehr zur Last fielen. Darauf kämpften die Schweizer für ihre Freiheit. Ihre Stärke waren ihr Fußvolk und ihre Gebirge. Um den geschlossenen Gliedern wohlgepanzerter und bewaffneter Ritter zu widerstehen, gaben sie dem Fußvolke Helm und Brustharnisch, Hellebarde und Schwert. Die Siege dieser Pikenmänner erregten die Aufmerksamkeit aller kriegerischen Nationen. Ludwig XI. von Frankreich miethete 6000 derselben, und in den ital. Kriegen Karls VIII. war das Schweizerfußvolk (20,000 M.) der Schrecken des Feindes; allein es trotzte auch seinem königl. Soldherrn mit Abfall und Uebergang zu dem Feinde, wenn der Sold nicht gleich gezahlt wurde. Bereits früher hatte man ähnliche Scharen solcher Lanzenmänner (Lanzenknechte) in Deutschland, Spanien und Frankreich errichtet; insbesondere hatte Karl VII. von Frankreich 15 Ordonnanzcompagnien (1444) — das erste stehende Heer — und Freischützen (Francs archers, 1449) errichtet: 16,000 M. zu Fuß und 9000 Reiter. Die Schlachtreihen wurden nach den verschiedenen Waffen geordnet. Ludwig XI. brachte das Heer auf 29,000 M. zu Fuß und 19,000 M. Reiterei. Dies machte in der Folge eine neue Einrichtung nöthig. Franz I. theilte die Infanterie in 7 Legionen, jede zu 6000 M., doch bald traten Regimenter von 2—3000 M. an ihre Stelle; diese theilte man später, um die schwere Masse leichter zu bewegen, in Bataillons von 6—700 M. Die Schützen waren leichte Truppen und fochten wie die Velites der Römer; hinter ihnen zogen die geschlossenen Glieder der Lanzen in die Schlacht. III. Seit dem

16. Jahrh. machte der Gebrauch des Schießgewehrs (Büchsen, Musketen und Kanonen) Epoche in der Umbildung der Schlachtordnung. Der berühmte spanische Feldherr Pescara siegte bei Pavia (1525) durch die von ihm klug angewandte Waffe des Feuerrohrs über die franz. Reiterei. Allein es dauerte noch lange, ehe man den Gebrauch des schweren Geschützes mit dem der Lanze kunstmäßig verbinden lernte. Dies versuchte zuerst Puysegur im Anfange der Regierung Ludwigs XIV. Jetzt war die Ueberlegenheit der Artillerie über jede andere Waffe entschieden; doch erhielt sich der Gebrauch der Lanzen noch bis zu Ende des 17. Jahrh. Erst um diese Zeit vertauschte die leichte Cavalerie die Lanze mit dem Carabiner; allein die Schutzwaffen, Helm, Küraß rc. wurden zu früh abgeschafft. Seit man statt der Luntenschlösser Hahn und Feuerstein gebrauchte, ward auch die Musketerie in die erste Schlachtlinie gestellt und die 6—8 Mann tiefe Schlachtordnung nach und nach vermindert. IV. Dies geschah vorzüglich seit der Einführung des schon um 1670 in Bayonne erfundenen Bayonnets. Uebrigens hörte bei der nunmehr gleichen Bewaffnung der Unterschied zwischen leichter und schwerer Infanterie ganz auf, wodurch wichtige Vortheile beim Angriff entbehrt wurden. Die Heere belasteten sich mit einem großen Geschützpark und vielem Gepäck, was die Märsche sehr erschwerte. Endlich konnte man sich noch immer nicht von den Nachtheilen der tiefen Schlachtordnung überzeugen. Uebrigens stellte man schon jetzt die Infanterie in die Mitte und die Cavalerie auf die Flügel und in die Reserve. (Marsin und Tallard wurden bei Hochstädt geschlagen, weil sie die Reiterei in die Mitte gestellt hatten.) Das Wichtigste, was die Periode der Kriegskunst unter Ludwig XIV. auszeichnet, ist die Verbesserung jeder Art von Feuergewehr, die Vervollkommnung der Taktik, und vorzüglich die Ausbildung der Befestigungs- und Belagerungskunst durch Vauban. Aber in die schwer-

fälligen Massen des Fußvolks brachte zuerst Friedrich II. durch Einfachheit, Ordnung und Leichtigkeit des Manoeuvre mehr Beweglichkeit. Man feuerte schneller, und auf dem Schlachtfelde erfolgte jede Entwickelung und Schwenkung der verschiedenen Heerabtheilungen mit größerer Bestimmtheit. Zu den größten Generalen jener Zeit gehörte der Marschall von Sachsen, der schon damals mehr als A. die Kunst des Kriegs nach dem Geiste des franz. Soldaten zu berechnen verstand. Seit dem siebenjähr. Kriege galt das preuß. Heer für das Erste in Europa. Militairs aus allen Ländern eilten zu den Revuen nach Potsdam, um in Friedrichs Schule zu studiren. Aber reich an Theorie, arm an Erfahrung, bildeten sie sich ein, daß der Nationalcharakter des Soldaten und des Heers nicht unter die Kategorie der militairischen Berechnung gehöre. Vielmehr ward der Soldat durchaus als Maschine behandelt und der Dienst mit Kleinigkeiten überhäuft. Der franz. Soldat, welcher weniger zur bloßen Maschine taugt als irgend Einer, vernachlässigte aus Verdruß darüber wesentliche Theile des Kriegsdienstes. Nur die franz. Artillerie behauptete ihren alten Ruhm, weil sie, statt nachzuahmen, selbst Muster war. Die Waffenbereitung insbesondere erreichte die höchste Vollkommenheit unter Ludwig XIV. Dagegen erlitt die franz. Kriegszucht, deren Grundlage die Ehre ist, den empfindlichsten Stoß durch den Kriegsminister Grafen v. St.-Germain, als er den Stock und die flache Klinge, nach deutscher Art, einführen wollte. Uebrigens ward in der Taktik viel gekünstelt, immer verändert und mit Systemen gespielt; doch am meisten schadete dem Geiste des Soldaten die Art der freiwilligen Werbung. Man stellte Landstreicher und Taugenichtse unter die Fahnen; oft trieben die Werber wahren Menschenraub. Darum nahm das Ausreißen überhand. V. Alles gewann eine andre Gestalt durch und in der Revolution; zuerst in Frankreich. Das Vaterland, die Frei-

heit, der Stolz, der neue Schimmer des Ruhms, endlich die Aussicht auf Reichthümer, Alles erhob das Kraftgefühl und den Nationalmuth der französischen republikanischen Soldaten zur höchsten Begeisterung. Indeß war der Anfang des Kriegs unglücklich. Die adeligen Officiere waren zahlreich ausgewandert; andre, zum Theil unbekannte, traten an ihre Stelle; die alten Linientruppen hatten die Kriegszucht verlernt; alle Bande der Subordination lösten sich auf; Frankreich war ohne Vertheidiger. Da vernahm das Volk den Ruf des Alterthums, daß jeder Bürger selbst das Vaterland schützen müsse, und auf die erste Requisition, die der Unverheiratheten von 18—25 Jahren, trat 1 Million unter die Waffen. Ihre Schule war das Schlachtfeld; ihre Mannszucht die Begeisterung; ihre Kriegskunst der Ungestüm des ersten Angriffs. Mit gefälltem Bayonnet, Siegeslieder singend, erstürmten sie die feindlichen Batterien. Solcher Muth machte grobes Geschützfeuer unnütz. Als aber die Begeisterung allmälig abnahm, da trat das Schrecken und die Guillotine an ihre Stelle; da brauchten die franz. Feldherren wieder Artillerie, und bald entschied den Sieg nur die größere Menge des Geschützes. Wenn Ludwigs XIV. Heer auf 90,000 Mann nicht mehr als 40 Kanonen hatte, und im siebenjähr. Kriege ein ebenso starkes Heer 190 - 200 Kanonen, so waren bei Austerlitz, Jena, Friedland, Wagram, Dresden, Leipzig wol an 1200 Kanonen im Feuer. Die Vermischung der alten Linientruppen mit den Bürgersoldaten machte die neuen Heerabtheilungen in Divisionen, Brigaden, halbe Brigaden (2400 M. oder 3 Bataillons) nöthig. Aber die neuen Verwaltungs- und Wirthschaftsconseils verursachten zu viel Schreibereien und Tabellenwerk. Im Gefolge des Heers befanden sich eine Menge Commissaire und Agenten, verderblich dem Lande und oft dem Heere selbst. Am wichtigsten war das in Nordamerikas Freiheitskriege ausgebildete Tirailleursystem, das

jetzt bei den Franzosen in Anwendung kam; daher wurden die leichten Truppen nicht nur vermehrt, sondern auch neu organisirt. Die Linieninfanterie lernte zugleich den Dienst der leichten, und bald waren die franz. Scharfschützen ebenso furchtbar als die Tiroler und Kroaten. Um schnell zu marschiren und jede Bewegung leicht auszuführen, schaffte man die Packwagen bei den Bataillonen ab; sie erhielten Packpferde. Das leichtere Geschütz ward bataillonsweise, 2 Vier-, höchstens Sechspfünder, unter die Divisionen vertheilt. Der schwere Artilleriepark blieb zurück und unnützes Gepäck hatte man nicht. Am furchtbarsten unter allen Waffen wurde die schon von Friedrich II. erfundene leichte Artillerie bei den neufranzösischen Heeren ausgebildet; sie manoeuvrirte mit außerordentlicher Leichtigkeit und Schnelle. In der Schlacht bei Dresden (26. und 27. Aug. 1813) brachten 60 Batterien reitender Artillerie von etwa 240 Stück das feindliche Feuer in Zeit von 3 Stunden zum Schweigen. Nur beging man den Fehler, diese Truppen, welche bald in kleinern Abtheilungen, bald in größern Massen wirken sollen, in Regimenter zu ordnen. Napoleon führte daher zuletzt eine Regimentsartillerie bei jedem Corps Linientruppen ein. Auffallend ist es, daß man nicht früher als seit 1793 auf den Gedanken kam, dem Heerfuhrwesen eine militairische Einrichtung zu geben. Diese wichtige Verbesserung wurde bald allgemein nachgeahmt; am vollkommensten wol in Rußland. Bei der beträchtlichen Größe der Heere war der Gebrauch von Zelten und Barracken nicht möglich; so kam das verderbliche Bivouaquiren auf: ein Gebrauch, der den Franzosen ein entschiedenes Uebergewicht über den Feind gab, aber in kurzem das Heer durch Krankheiten schwächte. Die großentheils zweckmäßigen Veränderungen in der Bekleidung, Bewaffnung und Verpflegung der Truppen übergehen wir.

Soleniten, Scheidenmuscheln, heißen versteinerte Mu-

scheln, die wie zusammengesetzte Röhren aussehen und auf beiden Seiten offen sind.

Solfeggiren (ital.), auch Solmisiren, heißt in d. Tkst.: eine Melodie vermittelst der sechs aretinischen Sylben — ut, re, mi, fa, sol, la — (s. Guido von Arezzo) singen; dann bezeichnet es überhaupt jedes Notenlesen oder Singen, wobei den Noten gewisse Namen gegeben werden. In Deutschland bedient man sich dazu der Sylben, wie bei der gewöhnlichen Tonleiter, nämlich: c, d, e, f, g, a, h, c̄. Jene aretinische Methode wird von den Franzosen, welche noch die siebente Sylbe si hinzugebracht haben, als die leichteste gepriesen, verdient aber in Deutschland durchaus keine Nachahmung. — Die Stücke, welche zum Solfeggiren ohne Worte, bloß zur Uebung gemacht sind, heißen **Solfeggi**. Bei Clavierstücken heißt **Solfeggio** ein Stück zur Uebung der Hand und der Finger.

Solger (Karl Wilhelm Ferdinand), geb. den 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Uckermark, nahm 1803 eine Anstellung bei der damaligen Kriegs- und Domainenkammer an. Jedoch verließ er 1806 seine Stelle, entschlossen, auch seine äußere Laufbahn als Gelehrter zu machen, und hielt sich einige Zeit in Schwedt auf, wo er seine vortreffliche Uebersetzung des Sophokles vollendete, die 1808 erschien (n. Aufl. 1824). 1809 ging er als Dr. der Philosophie nach Frankfurt a. d. O., wo er bald außerord. Prof. wurde und mit Beifall philosoph. Collegia las. Bei der Verlegung der dortigen Universität nach Breslau wurde S. nach Berlin versetzt, wo er seine Vorlesungen auch über philologische, antiquarische und ästhetische Disciplinen ausdehnte. Nachdem er hier seine amtlichen Verhältnisse zu seiner Zufriedenheit gestaltet hatte, und anfing, lange Gesammeltes und Vorbereitetes aus dem Schatze seines reichen Geistes auszuarbeiten, wovon vorzüglich sein »Erwin, vier Gespräche über das Schöne«

(1815) und die »Philosophischen Gespräche« (1817) zeugen, raffte ihn der Tod in der Blüthe seines thätigen Lebens hinweg am 20. Oct. 1819.

Solidarisch, in solidum, s. Alle für Einen.

Soliman I. (oder auch II.) **der Große**, der berühmteste aller Regenten der Pforte. Ein Sohn Sultans Selim I., kam er 1520 auf den Thron; und schon 1521 eroberte er Belgrad, vertrieb bald die Johanniterritter aus Rhodus; gewann 1526 bei Mohacz die große Schlacht gegen die Ungarn, die ihn in den Besitz von Ofen und fast des ganzen Reichs setzte, rückte sogar 1529 bis vor Wien, wo er aber mit großem Verluste abziehen mußte, obgleich er einer der furchtbarsten Feinde Oestreichs blieb, indem er auch gegen Karl V. mit dem Könige von Frankreich Franz I. einen Bund schloß und dadurch zugleich den Erstern hinderte, Deutschland zu unterjochen. Auch gegen Persien war er sehr glücklich, erlangte selbst auf dem mittelländischen Meere durch die Raubzüge des berühmten Barbarossa, den er zum Kapudan Pascha machte, entscheidendes Uebergewicht. — Doch in späteren Jahren von dem Glücke zum Theil wieder verlassen, starb er endlich 1566 im 74. Jahre, gerühmt als edeldenkender, tapfrer, geistvoller Fürst, der auch im Frieden für sein Volk sorgte, und ihm auch ein Gesetzbuch gab. — Bloß die Liebe zu der Sultanin Roxolane verleitete ihn zu Grausamkeiten, der zu Liebe er, um ihrem Sohne, Selim II., die Thronfolge zu sichern, alle mit einer andern Sultanin erzeugten Kinder ermorden ließ.

Solipsen, der allegorische Name der Jesuiten, weil sie nur an sich selbst zuerst denken. Vgl. »**La monarchie des solipses**«, von dem Jesuiten Jul. Clem. Scotti, u. d. angen. Namen des Jesuiten Inchofer, übers. a. d. Latein. von Restaut (Paris 1824, 3. Aufl.). Das latein. Original war 1645 erschienen.

Solis (Antonio de), Dichter und Historiker, ein Zeitgenosse Calderon's, war 1610 geb. und st. 1686.

Solly'sche Gemäldesammlung, seit einigen Jahren im Besitze des Königs von Preußen, hat noch den Namen von ihrem Sammler, einem englischen Privatmanne, Herrn Solly, der bei einem längern Aufenthalte in Italien, und wo sonst aus Kirchen und Klöstern Bilder losgeschlagen wurden, diese zahlreiche Sammlung erwarb. Wie früher, so lange sie Solly gehörte, so ist diese Sammlung auch jetzt noch zu den unbekannten Größen zu rechnen. Erst wenn sie in dem neuen Museum in Berlin ihre Stelle gefunden haben wird, soll sie öffentlich werden. Die Zeit bis dahin benutzen Hirt und Waagen, denen Wach, Rauch, Tieck und Schinkel von Seiten der Akademie zugetheilt sind, um sie geschichtlich anzuordnen und aus ihrer Menge diejenigen auszuwählen, die des Ehrenplatzes im Museum werth scheinen. Allen Nachrichten über sie zufolge ist diese Sammlung für die Geschichte der Malerei von vorzüglichem Werthe, da Solly in seiner Sammlung sich nicht nur auf alte Bilder beschränkte und alle neuen ausschloß. Eine Menge von Malern, die der Wiederherstellung der Kunst vorausgingen, wird man durch diese Galerie in beglaubigten Werken kennen lernen, an deren Echtheit darum nicht zu zweifeln ist, weil Solly, aller sogen. Herstellung und allem Lackiren der Bilder feind, sie in ihrem ursprünglichen Zustande bewahrte. Jetzt ist Hr. Schlesinger, der sich als vorsichtiger und gewissenhafter Restaurator bei der Boisserée'schen Sammlung bewährt hatte, unter Hirt's und Wach's Aufsicht, mit den nothwendigen Ausbesserungen und Firnissung der Gemälde beauftragt.

Solmisiren, s. Solfeggiren.

Solmische Länder, mehrere mittelbare Standesherrschaften und Aemter, welche unter folgende Linien vertheilt sind: A)

Solms-Braunfels. Die Aemter Braunfels und Greifenstein in Rheinpreußen, Hungen, Grüningen und Wolfersheim in Hessen, ein Theil von Limpurg in Würtemberg, zusammen $9\frac{1}{3}$ QM. groß, mit 27,750 E. Die Residenz ist Braunfels. B) Solms-Lich. 1) Solms-Lich und Hohen-Solms. Das Amt Hohen-Solms in Rheinpreußen, die Aemter Lich und Niederweisel in Oberhessen, zusammen 4 QM. groß, mit 9050 Ew. Die Residenz ist Lich. 2) Solms-Laubach. a) Solms-Sonnenwalde. aa) Solms-Sonnenwalde in Leype in Schlesien. bb) Solms-Sonnenwalde, Standesherrschaft Sonnenwalde im preuß. Reg. Bez. Frankfurt. b) Solms-Baruth. aa) Solms-Rödelheim. Die hessischen Aemter Rödelheim und Affenheim, zusammen $2\frac{1}{2}$ QM. groß, mit 5700 Ew. Die Residenz ist Rödelheim. bb) Solms-Wildenfels. α) S. Laubach. Die hessischen Aemter Laubach und Utphe; 2 QM. groß, mit 5500 E. β) S. Wildenfels. Die Herrschaft Wildenfels im Königreich Sachsen, $2\frac{1}{2}$ QM. groß, mit 5500 Ew. und das hessische Dorf Engelthal mit 180 Ew. γ) S. Baruth, einzelne Landgüter.

Solms (Friedrich Ludwig Christian), Graf zu Solms-Laubach, geb. am 29. Aug. 1769 zu Laubach, ging 1797 als Bevollmächtigter der wetterauer und fränkisch-westfälischen protestant. Grafen nach Rastadt, wo er bis zu der 1799 erfolgten Auflösung des Congresses blieb, nachdem er vorher seine Stelle als Reichshofrath niedergelegt hatte. Von diesem Zeitpunkte an lebte er auf seinen Besitzungen in der Wetterau, welche durch die rheinische Bundesacte mediatisirt und der Souverainetät des Großherzogs von Hessen unterworfen wurden. — Im Nov. 1813 begab sich der Graf v. S. in das Hauptquartier der verbündeten Mächte nach Frankfurt a. M., die seine großen Talente und umfassenden Einsichten zur Beförderung der ge-

meinsamen europäischen Sache in Anspruch nahmen. Das erste Geschäft, dem er sich für diesen großen Zweck unterzog, war die ihm, Namens der verbündeten Mächte, übertragene Negociation mit den verschiedenen deutschen Regierungen wegen Theilnahme an den Kriegskosten mit einem Jahresbetrag ihrer gesammten Revenuen. Auch wurde ihm die Direction des Lazarethwesens und die Commission der Rheinschifffahrtsverwaltung übertragen. Im Aug. 1814 begab er sich zum europäischen Monarchencongresse nach Wien, woselbst er bis zu Ende Aprils 1815 verweilte. In diese Epoche fällt s. Ernennung zum k. preuß. Oberpräsidenten der Regierung der Provinz Kleve und Berg. Er starb zu Köln den 24. Febr. 1822. Ihm folgte im Besitze der Standesherrschaft sein Sohn Graf Otto.

Solo heißt ein Tonstück, oder ein Satz desselben, in welchem eine einzelne Stimme oder ein Instrument sich ganz allein (d. i. ohne alle Begleitung) oder vor den andern Stimmen hervortretend (als Hauptstimme) hören läßt. So hat man Violinsoli, Claviersoli rc., d. i. Tonstücke für eine einzelne Violine, für das Clavier; aber man nennt auch Violinsolo einen Satz, in welchem die Violinstimme die Hauptstimme ist und die herrschende Melodie hat. Dann zeigt Solo auch in einer von mehreren Instrumenten oder Singstimmen besetzten Partie eine Stelle an, die nur von einem dieselbe Partie spielenden Instrumente ausgeführt werden soll. Dagegen zeigt Tutti (Alle) an, daß wieder alle Stimmen oder Instrumente einer Partie zusammenspielen oder singen sollen. Soli in der Mehrzahl zeigt an, daß 2 oder mehrere Instrumente oder Stimmen hervortreten. Der Vortrag des Solos, besonders im ersten Sinne, ist freier und namentlich in Hinsicht des Taktes nie so streng als der Vortrag des Ripienisten; doch muß der Solosänger oder -Spieler nicht den Takt willkürlich behandeln. Es bedarf aber auch, wo nicht die bloße Uebung beabsichtigt

wird, einer größern Freiheit, Leichtigkeit, Bestimmtheit und Herrschaft über sein Spiel oder seinen Gesang, um im Solo nicht bloß regelrecht auszuführen, sondern das Gegebene durch Gefühl und Empfindnng zu beseelen. Viele Concertspieler haben sich ihre Solostimmen selbst gesetzt, und die Begleitung von Andern dazu schreiben lassen, wobei meistens die Composition verloren, der Spieler aber gewonnen hat.

Solöcismus, Fehler gegen die Regeln einer Sprache im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke, so genannt von Soli, einer Stadt des östlichen Ciliciens in Kleinasien, deren Einwohner durch den fehlerhaften Gebrauch der griech. Sprache jene Benennung veranlaßten, mit welcher die Römer späterhin sogar das fehlerhafte Gebärdenspiel auf der Bühne zu bezeichnen pflegten. Die Alten unterschieden Solöcismen und Barbarismen, und verstanden unter den letztern das Fehlerhafte im Gebrauche einzelner Wörter, unter den erstern aber jeden Verstoß gegen den Syntax. (s. Quinctilian's »Anweisung zur Redekunst«, Bd. 1, Cap. 5.) Neuere Sprachlehrer haben jene Kunstausdrücke beibehalten, jedoch mit veränderter Bedeutung. indem sie mit dem Namen Barbarismus die Fehler gegen Sprachreinheit, mit dem des Solöcismus aber die gegen Sprachrichtigkeit bezeichnen. Allein auch so noch laufen die Grenzen beider oft in einander, und Manches ist Solöcismus und Barbarismus zugleich. Es bildet und entwickelt sich nämlich jede Sprache im Laufe der Zeit bis zu einem gewissen Grade, mit langsamerm Fortschreiten, so lange sie nur noch im Munde des Volks lebt; raschern Ganges, wenn sie Schriftsprache geworden. Die bessern Schriftsteller werden Muster, und die Sprachlehre, den Geist der Sprache und den Gebrauch ihrer Classiker beachtend, führt das einzelne in der Erfahrung Gegebene auf allgemeine Regeln zurück und macht wieder gut, worin bei Entwickelung und Bildung der Sprachformen im Verlaufe einer unmündigen Zeit geirrt

wurde. Alles, was gegen jene Regeln in Form, Biegung und Verbindung der Wörter verstößt, habe es nun seinen Grund in dem absichtlichen Gebrauche veralteter Formen (Archaismen), fremder, sprachwidriger Wortverbindungen (Barbarismen im engern Sinne) oder in der grammatischen Unkunde des Schreibenden und Sprechenden, heißt Solöcismus. Wahr ist es indessen, daß in einer lebenden Sprache, die, wie die deutsche, durch keine Akademie in ihren Bildungen gebunden ist, sondern sich frei entfaltet nach dem Gesetz der Analogie, das Beispiel einiger Musterschriftsteller und der Sprachgebrauch zur Bestimmung dessen, was auszuscheiden ist, nicht hinreicht, und daß Vieles, was früher von strengern Sprachlehrern als Solöcismus verdammt wurde, von neuern, die den freien geschmeidigen Geist unserer Sprache erkannten, mit Recht wieder aufgenommen worden. Nur darf dabei der Grammatik, wie wol oft geschieht, nicht absichtlich Hohn gesprochen werden; es diene denn das Fehlerhafte den Absichten des Schreibenden, wie oft in dem niedrig-komischen Styl. So heißt es von dem Nachtwächter im wandsbecker Boten: »Und nun was das sein Methodus: Er thät das Horn auf's Maul und bluß, und dann pflegt' er zu sagen: Das Glock hat 10 geschlagen« rc., welche Stelle nicht nur Beispiele für den Solöcismus überhaupt, sondern auch in den veralteten, fremdartigen Ausdrücken, was für war, bluß, thät und Methodus, Beispiele für solche Solöcismen enthält, welche zugleich als Barbarismen im Allgemeinen verwerflich sind, und nur unter gewissen Bedingungen entschuldigt werden können.

Solon, einer der berühmtesten Gesetzgeber und zugleich einer der sieben Weisen Griechenlands, geb. zu Athen, oder vielmehr zu Salamin, ungef. 639 vor Chr. Anfangs der Kaufmannschaft gewidmet, erwarb er sich besonders durch folgende List die Achtung der Athenienser: Da es (wegen der vielen mißlungenen Versuche) bei Todesstrafe

verboten war, jemals wieder zur Wiedereroberung der Insel Salamin zu rathen, so stellte sich Solon wahnsinnig und gab in diesem Wahnsinne die Rathschläge, durch welche sie nachher die Insel wirklich wieder erlangten. Von einer großen Reise zurückgekehrt, wurde er von seiner, unterdessen in bürgerliche Kriege gerathenen, Vaterstadt einstimmig zum Archonten gewählt; die angetragene Königswürde schlug er aus. Er hob die blutigen Gesetze des Drako größtentheils auf, theilte das Volk in vier Zünfte, vermehrte das Ansehen des Areopagus, erweiterte das Prytaneum, und verließ, nachdem ihm die Athener hatten versprechen müssen, seine Gesetze (ein Denkmal der weisesten Einrichtungen) wenigstens 100 Jahre zu beobachten, Athen; ging auf Reisen, unter andern auch an den Hof des Krösus, fand aber, nach zehn Jahren zurückkommend, seine Vaterstadt in den vorigen Zerrüttungen; Pisistratus hatte sich der Oberherrschaft angemaßt. Trauernd über die Treulosigkeit des Tyrannen und die Feigheit der Athenienser, ging er nach Cypern, wo er 559 vor Chr. starb.

Solothurn (franz. Soleure), 1) helvetischer Canton, 12 QM. groß, mit 56,000 E.; zwischen Aargau, Basel, Bern und Zürich, ist zwar durch die hohen, rauhen Ketten des Juragebirges sehr bergig, aber doch in den Thälern der Aar, Emme und Birs fruchtbar. Getreide-, Gartenfrüchte-, Hanf-, Obst- und Weinbau, Viehzucht, Bergbau auf Eisen, Marmor und Steinkohlen, Eisenwerke, Baumwollenweberei, Handel mit Vieh, Käse, Butter, Brennholz, Eisen und Baumwollenwaaren. Die Gesetzgebung besorgt ein großer Rath von 101 Personen und die Vollziehung der Gesetze ein kleiner Rath von 21 Personen. Die Staatseinkünfte betragen 72,000 Gulden. Zum Bundesheere werden 924 Mann gestellt und in die Bundeskasse 13,560 Franken gezahlt. Der Canton ist in 9 Oberämter getheilt. 2) Hauptstadt des Cantons, am Fuße des Jura und an der Aar; 553

H. 4500 E. Zeughaus, kathol. Collegium, Stadtbibliothek, Naturaliensammlung, literarische Gesellschaft, Eisenwerke, Papier-, Kattun- und Tabacksfabriken, Kattundruckerei, Handel mit Käse, Vieh und französ. Waaren. In der Nähe Steinbrüche und die Bäder Attisholz und Ammanlak.

Solstitium, s. Sonnenwenden.

Soltau (Dietrich Wilhelm), Dr., Senator zu Lüneburg, starb daselbst den 13. Febr. 1827, im beinahe vollendeten 82. Lebensjahre; ist bekannt durch seine Uebersetzungen des de Barros, des Cervantes, des Boccaz, des Thomson u. a.

Somatologie, die Körperlehre, Beschreibung des menschlichen Körpers.

Somerville (William), englischer Dichter, geb. 1692 zu Edston in Warwickshire. Er war ein Anhänger der Whigpartei. Er war höflich, gastfrei, ein Freund von Gesellschaften und um die Haushaltung wenig bekümmert. Diese Lebensart brachte ihn in Geldverlegenheiten, wodurch er in einen Zustand gerieth, der sein Leben verkürzte. Er starb 1742. Als Dichter ist S. vorzüglich durch sein Gedicht »Die Jagd«, in reimlosen Versen, bekannt, welches unter den beschreibenden und didaktischen Gedichten einen hohen Rang behauptet. Ein andres Gedicht, mit jenem in Hinsicht des Gegenstandes verwandt, u. d. T.: »Field sports« (»Feldjagd«), beschreibt bloß die Falkenjagd. Sein Gedicht »Hobbinol, or rural games« ist von der heroisch-komischen Art, und das Burleske ist ziemlich glücklich darein verwebt.

Sommer, überhaupt die mildere Jahreszeit, etwa vom April bis Oct. Der astronomische Sommer hat aber seine bestimmtern Grenzen. Er nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne ihren höchsten Stand gegen Norden erreicht hat, also um den 21. Juni, und endigt

halbgesäuerter Kohlenstoff aber hat überall eine dunkle Farbe. Auf ähnliche Weise entsteht auch die allgemeine dunklere Färbung der Haut im Sommer (ephelis umbrosa von Frank genannt), und vom Feuer bei Solchen, die in der Nähe desselben arbeiten; der letztere Fehler wird von Frank eph. spuria genannt. Schaden für die Gesundheit bringen diese Fehler nicht, nur daß sich unsere Damen dadurch entstellt glauben, ist ihr Nachtheil und der Grund, warum man sie durch Abhaltung der Sonnenstrahlen von dem Gesichte zu verhüten sucht. Um sie zu entfernen, soll man die Haut zuerst durch Waschen mit Molken, milder Seife, Rahm, zu erweichen suchen, und dann durch Einreiben von aromatischem Wasser mit Essig, oder Salmiak, Linimenten, Kamphereſſig, die Hautgefäße reizen, damit sie das Stockende aufsaugen. s. Aronsson, »Die Kunst, das Leben des schönen Geschlechts zu verlängern und seine Schönheit zu erhalten« (Berlin 1806).

Sömmerring (Samuel Thomas v.), Dr., geb. zu Thorn, wo sein Vater Arzt war, 1755, königl. bairischer Geh.-Rath, Ritter des königl. hannöverischen Guelfenordens, Mitgl. der Akademie zu München, einer der ersten Anatomen Deutschlands, lebte seit vielen Jahren in Frankfurt a. M., wo er 1828 sein Jubiläum feierte, an welchem Tage die Universität Göttingen sein Doctordiplom erneuerte. Seine Verehrer schlugen eine Münze zu S.'s Andenken, und stifteten einen Sömmerringspreis für eine wichtige Schrift in irgend einem Theile der Medicin oder Naturwissensch. Er st. am 2. März 1830 zu Frankfurt, im 75. Jahre, von denen er 33 daselbst verlebt hatte. Die von Rüppell in Afrika entdeckte Antilope wurde nach ihm Sömmerringii genannt. S. ist berühmt durch s. Schriften: »De basi encephali et originibus nervorum, cranio egredientium« (Götting. 1778, 4.); »De corporis humani fabrica«

(Frankfurt a. M. 1794, 4 Bde.); »Tabula sceleti feminini« nebst Beschreibung (Frkf. 1797 fg.); auch seine »Abbildungen des menschlichen Auges« (Frkf. 1801 fg.), u. a. m. — Sein Sohn Dr. Wilhelm S. ist ebenfalls Arzt.

Sommerpunkt ist derjenige Punkt in der Ekliptik, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Jahresumlauf die größte Abweichung gegen Norden erreicht hat. Dies ist der Anfang des astronomischen Sommers der nördl. Halbkugel. Sonst fiel dieser Punkt in das Sternbild des Krebses, daher der nördliche Wendepunkt auch den Namen erhielt; jetzt ist an die Stelle das Zeichen der Zwillinge. (Vgl. Vorrücken der Nachtgleiche.) Darauf wird indeß im gewöhnlichen Ausdrucke keine Rücksicht genommen. Durch den Sommerpunkt geht der Wendekreis des Krebses. Vom Frühlingspunkt ist der Sommerpunkt um 90 Grad entfernt; daher auch seine gerade Aufsteigung 90 Grad oder 3 Zeichen beträgt. Seine Abweichung ist nördlich und der Schiefe der Ekliptik gleich.

Somnambulismus, Schlafwandeln, auch **Traumwandeln.** Einen richtigen Begriff vom Somnambulismus kann man sich ohne einige nähere Kenntniß der Natur des Schlafs und dessen Unterschied vom Wachen unmöglich verschaffen, da der Schlaf allerdings das wahre Vorbild des Somnambulismus, und dieser in aller Hinsicht ein Schlafzustand, eigentlich nur ein ungewöhnlich gesteigerter Schlaf ist. Man hat bisher den Schlaf als Negation, als bloße Verneinung oder Mangel des Wachens, mithin wenigstens den traumlosen Schlaf, wenn es einen solchen gibt, als einen völlig todten Zustand betrachtet. Dies ist aber sehr unrichtig, und die Fortschritte der Naturwissenschaften, wie die nähere Kenntniß des thierischen Magnetismus haben bereits eine bessere Ueberzeugung herbeigeführt. Der Schlaf ist nicht Mangel des Lebens, sondern ein andres Leben als das

bekannte im wachenden Zustande; nicht das ganze Leben wird durch den Schlaf unterbrochen, sondern nur die Art des Lebens. Während im Schlafe die höhern Systeme des organischen Leibes ruhen, dauert das Leben der niedern fort; ja die Verrichtungen dieser letztern, z. B. das Athmen, der Kreislauf des Bluts, die Verdauung und Ernährung, dauern im Schlafe nicht nur fort, sondern sie sind vielmehr gesteigert und gehen lebhafter (auch ungehinderter) vonstatten. Da nun das psychische (geistige) Leben vom physischen nicht getrennt ist (s. Geist), so folgt daraus, daß auch die Seele im Schlafe nicht unthätig ist, und während in diesem Zustande die höhern Seelenkräfte ruhen, werden die niedern desto lebendiger sein müssen. Die höhern Seelenkräfte (Vermögen der Seele) sind Verstand und Vernunft und deren Einheit, das Erkenntnißvermögen, die niedern Seelenkräfte Gefühl, Phantasie und deren Einheit, das Ahnungsvermögen (Vermögen der Gefühlsanschauung). Ein gleicher Gegensatz offenbart sich, in Bezug auf den praktischen Menschen, zwischen dem freien, selbstbewußten Willen und dem instinktartigen Begehrungsvermögen. Jener ist vorherrschend beim gebildeten, wissenschaftlichen Menschen, dieses äußert sich überwiegend bei Kindern; bei Künstlern ohne wissenschaftliche Bildung, beim weiblichen Geschlecht, überhaupt bei Menschen, die mehr Gemüth, als Geist haben. Im psychischen Schlaf- oder Nachtleben, d. h. im Traume, treten also die niedern Seelenkräfte: Gefühl, Phantasie, Ahnungsvermögen, vorwaltend auf, während die Gesammtheit der höhern, d. h. die Intelligenz, ruht. Die Seele sinkt also im Schlafe in einen niedern Zustand zurück, in ein Leben, das dem der frühesten Jugend und sogar dem Thierleben ähnlich ist, sie wird in eine Welt der Phantasiebilder eingeführt, in welcher der Instinkt, statt des vernünftigen Willens handelt. Das Erwachen ist Wechsel des Lebens, ein Umtausch des niedern gegen ein höheres Leben, eine Rück-

kehr aus dem bewußtlosen Traumleben ins selbstbewußte Tagleben. Schlaf und Wachen sind also die beiden Pole des Lebens, die wechselnd auftreten, bald mit dem Uebergewicht des einen, bald des andern Pols über den entgegengesetzten; sie wechseln ebenso wie Tag und Nacht, welches die beiden Pole des Erdenlebens sind, indem bei Tage der Sonnenpol vorwaltet, zur Nachtzeit der Erdpol überwiegt oder vorherrscht. Wie am Tage das Sonnenlicht alles Leben der Natur erregt, beherrscht und ihm seinen Charakter aufdrückt, so herrscht im wachenden Leben des Menschen das geistige Licht (das intelligente Denken) und dessen Sonne oder Centrum (das Selbstbewußtsein) über alle seine Anschauungen und Vorstellungen. Und wie in der Nacht das finstere Leben der Erde regiert, so im Schlaf- oder Traumleben des Menschen das dunkle Gefühl, welchem alle Geister des Schlafs (die besondern, niedern Seelenkräfte) dienstbar sind. — Da aber der Mensch nur ein Leben hat, da nur eine Seele den Leib regiert, so können Schlaf und Wachen nur verschiedene Stufen dieses einen Lebens sein. Sie müssen daher Aehnlichkeit miteinander haben. Das Nachtleben (der Schlaf) kann nur das niedere Gegenbild des Wachens, und umgekehrt, das Wachen oder Tagleben nur das höhere Gegenbild des Schlafs sein. Diese Aehnlichkeit muß also um so deutlicher hervortreten, je höher der Schlaf gesteigert wird und in dieser Steigerung sich offenbart. Eine solche Steigerung ist nun der Somnambulismus in seinen höhern Graden; er ist, wie von ihm schon angedeutet wurde, ein zu einer ungewöhnlich hohen Stufe ausgebildeter und daher eigentlich krankhafter Schlaf oder Schlafzustand, dessen Aehnlichkeit mit dem Wachen um so täuschender wird, je höher die Intensität (Stärke, Lebhaftigkeit) desselben steigt. Und weil in diesem Zustande die niedern Seelenkräfte in einer ungewöhnlich hohen Wirksamkeit erscheinen, so haben Viele dadurch sich täuschen lassen, und, vermöge dieser Täu-

schung, den Somnambulismus für einen viel höhern Zustand erklärt, als das wachende, intelligente Leben. Dies ist im Ganzen ein Irrthum, obgleich im Einzelnen der Somnambulismus der höhern Grade, gegen die gemeinsten Zustände des wachenden Lebens gehalten, unstreitig größeres Interesse hat.

Somnus (mythol.), griech. Hypnos, ein Sohn des Erebus und der Nacht, oder allein der Nacht, Zwillingsbruder des ruhegebenden — nicht des schnellereilenden oder furchtbaren — Todes (Thanatos), ist der Gott des Schlafs oder Schlummers. Er wohnt am Eingange zum Gebiete des Hades am abendlichen Ende der Welt mit dem Tode in Einem Palaste, wo er nie die Sonne erblickt. Ruhig und sänft wallt er über Meer und Erde hin. Bei Homer sucht ihn Juno in Lemnos auf, als sie den Jupiter einschläfern will. Er lebte hier, weil er die liebreizende Nymphe Pasithea liebte, die bei Aphrodite war, und weil er hier besonders verehrt wurde. Doch war dies nicht sein beständiger Wohnort. Juno bat den mächtigen Hypnos, den Beherrscher der Menschen und unsterblichen Götter, die Augen des Gemahls einzuschläfern, sobald sie ihn liebend umarmt haben würde, und versprach ihm dafür einen schönen, mit Gold belegten Schemel, von Hephästos verfertigt. Hypnos weigert sich. Denn er hatte schon einmal den Versuch gemacht, als Juno den Hercules nach Kos verschlug, da wollte Jupiter, dadurch erbittert, ihn aus dem Olymp in das Meer schleudern. Kaum konnte er sich zu seiner Mutter, der Nacht, retten, und bloß aus Achtung gegen diese schonte ihn Jupiter. Endlich versprach ihm Juno die Pasithea zur Gemahlin. Dieser Lockung gab er nach. Er setzte sich auf eine hohe Tanne, verbarg sich unter die Zweige und schläferte den Gott ein. Die Dichter geben uns manche liebliche Bilder des Hypnos. Er breitet die Flügel der Vergessenheit über die Iris und besprengt die Augen mit dem Wasser aus

Lethe. Auch setzt er sich auf die Augenlider und umschattet die Menschen mit seinen Flügeln. Ovid läßt ihn bei den Scythen und Cimmeriern in einer Berghöhle wohnen, wo kein Sonnenstrahl eindringt und Alles mit Nebel bedeckt ist. Kein wachsames Thier, kein rauschender Baum störte hier die ewige Ruhe; aber der Fluß Lethe ging unter dem Felsen hervor und wiegte, sanft murmelnd, Alles in Schlaf. Am Eingange der Höhle wuchsen Mohn und andre narkotische Pflanzen. S., von Träumen umgaukelt, lag in der Höhle auf einem mit schwarzen Decken umhangenen Bette von Ebenholz. Nach Statius (»Thebais«, X, V. 84 ꝛc.) war eine Höhle in Aethiopien sein Aufenthalt, vor welcher die Vergessenheit und Trägheit ihren Sitz haben, und das Geräusch, damit es die ewige Stille nicht störe, abhalten. Sorgenlos liegt er hier auf einschläfernden Blumen in der Höhle, und Scharen dunkler Träume umschweben ihn. Noch andre versetzen ihn auf eine Trauminsel, wo er König ist und die Bewohner der herrlichen Stadt, Alle verschieden gestaltet, Träume sind. Fledermäuse beleben einen Wald von Mandragorabäumen, welcher die Stadt umschließt, und in derselben sind 2 Tempel, einer der Nacht, einer dem Hahne geweiht. Die Statthalter des S. dort sind Taraxione, der Sohn des Matöogenes, und Plutokles, des Phantasion Sohn. Die Kinder des Schlafs waren die Träume, und die vornehmsten von ihnen Morpheus, Ikalos und Phobetor. Seine Geschwister waren, außer dem Tode, die Hoffnungen. Die Griechen errichteten ihm keine Tempel, sondern bloß Bildsäulen. Man bildete ihn als einen schlafenden Knaben, halb liegend, halb sitzend, mit Mohnköpfen in der Hand, und zu seiner Seite eine Eidechse oder Erdratze, weil diese Thiere viel schlafen. Auch stellt man ihn als einen Genius mit umgestürzter Fackel dar und gibt ihm zuweilen ein Horn, aus dem er die Träume schüttelt, oder das mit Mohn angefüllt ist.

Sonate (sonata oder suonata ital., von sonare, klingen) ist ein einfaches Instrumentalstück, welches verschiedene Empfindungen in verschiedenen Sätzen, dem Charakter des spielenden Instruments gemäß, ausdrücken soll. Es ist, oder war wenigstens ursprünglich ein einfaches Musikstück, denn man pflegte das Instrument nicht mehrfach zu besetzen; auch können die musikalischen Gedanken, welche dem Charakter eines spielenden Instruments gemäß sein sollen, keineswegs so vielfach und verwickelt sein, wie in einem mehrstimmigen Instrumentalstücke. Ursprünglich schrieb man Sonaten nur für Ein Instrument, besonders für die Violine, späterhin und jetzt fast ausschließend für das Clavier. Und so war die Sonate gleichsam der Monolog eines Instruments. (s. Solo.) Noch später kamen erst die Sonaten auf, in welchen das Clavier oder Fortepiano von andern Instrumenten, z. B. Violine oder Flöte, Horn, Clarinette, begleitet wird; doch nannte man diese auch wol Trios. Den letztern steht im Wege, daß der Ton des Claviers zu schwach ist und der des Fortepiano sich mit a. Instrumenten keineswegs wohl verträgt. Als Instrumentalstück will die Sonate Empfindungen ohne Worte ausdrücken, und da sie dieses dem Charakter eines oder weniger Instrumente gemäß thut, so erklärt sich wohl, warum die Sonate vorzüglich ein Spiel der Töne wird (Klangstück), das weniger im Einzelnen als im Ganzen charakteristischen Ausdruck hat. Der Ausdruck der Sonate ist endlich durch den Charakter des Instruments bestimmt: eine Foderung, welche die neuern Sonatencomponisten nicht immer vor Augen gehabt haben. Sie würde sich vom Instrumentalconcert nur dadurch unterscheiden, daß es hier mehr auf Leistungen höherer Kunstfertigkeit abgesehen ist und das concertspielende Instrument nur mit diesen aus der Begleitung der übrigen Instrumente hervortritt, dagegen in der Sonate mit weniger Anstrengung unter geringerer Mitwirkung das spielende In=

strument seinen Charakter entwickeln soll. In Sonaten für mehrere Instrumente wird entweder das Hauptinstrument nur unterstützt und verstärkt, z. B. bei vielen mit Violoncello begleiteten Claviersonaten, oder die Instrumente suchen abwechselnd sich in dem Ausdrucke einer Empfindung und Ausführung eines musikalischen Grundgedankens zu vereinigen; so erweitert sich die Sonate gleichsam zum Dialog der Instrumente, welcher, was das harmonische Verhältniß der Stimmen anlangt, in dem Quartett die Form des vollkommenen musikalischen Gesprächs enthält, von welchem sich mithin die ursprüngliche einfache Sonate allerdings bedeutend unterscheidet. Die Zahl und Anordnung der Sätze war sonst einförmig bestimmt. Gewöhnlich begann die Sonate mit einem muntern Satze in mäßiger Bewegung, ein Andante oder Adagio folgte; hierauf Menuet mit Trio (statt dessen neuerlich das Scherzo), und endlich ein Rondo oder Presto; statt des zweiten, dritten oder letzten Satzes bedient man sich auch der Variationen. Ueberhaupt hat man gegenwärtig mit Recht den alten Schnitt der Sonaten verlassen und schreibt Sonaten von 2, 3 und 4 Sätzen. Immer bleibt sie jedoch ein ausgeführtes Musikstück, in welchem die Sätze durch einen gemeinschaftlichen Charakter zusammenhängen und jede Empfindung sich gehörig entwickelt. Weniger ist die Sonate gegenwärtig nach der Phantasie hin begrenzt, zu welcher Alles hinfließt. Man unterscheidet übrigens Sonaten zur Uebung für den Anfänger; an sie kann man in Hinsicht der Erfindung billigere Foderungen machen, desto größere in Hinsicht der Methode; und Sonaten für den fertigen Spieler. Eine leichtere, sowie eine kleinere, aus weniger ausgeführten Sätzen bestehende Sonate nennt man Sonatine. Die Componisten, welche die meisterhaftesten Sonaten für das Pianoforte geschrieben haben, sind Bach, Haydn, Mozart, Beethoven; ferner Cle-

menti, Cramer; unter den Neuern Hummel, K. M. v. Weber, Moscheles, Kalkbrenner, Field.

Sonde heißt 1) in der Schiffskunst das Senkblei (Bleiwurf, Bleiloth), oder das an einer Schnur befindliche Blei, um damit die Tiefe des Wassers zu erforschen; 2) in der Chirurgie ein Werkzeug, womit der Wundarzt die Wunde untersucht. Daher heißt sondiren: messen, die Tiefe ergründen, und figürlich: etwas ausforschen.

Sonett (ital. Sonetto, franz. Sonnet), eine meist auf 14 gleich lange Zeilen beschränkte Vers- und Reimform, die älteste der ital. Poesie. In Frankreich ward nach dem Untergange der provençalischen Poesie das Sonett nicht weiter bearbeitet, bis es erst im 16. Jahrh. dahin zurückkehrte, aber als bout-rimé zum leeren Witz- und Reimspiel herabsank. In Deutschland kam es zuerst durch Weckherlin (st. um 1650) und Opitz (st. 1639) zu Ehren. Der Name: Klanggedicht, mit dem sie das fremde Kunstwort nur zu treu übersetzten, konnte leicht die Meinung veranlassen, als ob das Wesen des Sonetts lediglich im Klange liege und folglich bloß ein musikalisches sei. Was den dem Sonett eignen Mechanismus der Form betrifft, so besteht dasselbe in der Regel aus 14 elfsylbigen Zeilen iambischen Maßes (wir halten nämlich, gegen Bürger's Beispiel, auch im Deutschen die weiblichen Reime — seltene Fälle ausgenommen — für wesentlich) und enthält 2 Hauptabtheilungen von ungleicher Länge, von denen die erstere in 2 vierzeilige (Quadernarien, Quadrains), die letztere aber in 2 dreizeilige Strophen (Terzinen) zerfällt. Jede der beiden Hauptabtheilungen hat ihr abgeschlossenes Reimgebiet, so nämlich, daß die beiden Quadernarien durch 2 4 Mal wiederkehrende Reime sich verschlingen, in den beiden Terzinen (Terzetts) aber je 2 und 2 oder je 3 und 3 Verse zusammenreimen. Die Stellung der Reime kann nach dem Vorgange der ital. Meister, an die man sich bei einer von

ihnen entlehnten Form doch wol zunächst zu halten hat, in den beiden vierzeiligen Strophen eine dreifache sein: entweder so, daß die 1., 4., 5. und 8. und ebenso die dazwischen liegenden 4 Zeilen eine Reimverschlingung bilden (geschlossener Reim, rima chiusa), oder daß, was seltener ist, die Reime regelmäßig mit einander abwechseln (Wechselreim, rima alternata), oder daß, was noch seltener vorkommt, beide Weisen verbindend, das erste Quadernario mit wechselnden, das zweite aber mit geschlossenen Reimen gebildet wird (gemischter Reim, rima mista). In den beiden dreizeiligen Strophen herrscht entweder der gedritte Reim (rima atterzata) mit zweimaliger Wiederkehr derselben Reimsylben, oder der Kettenreim (rima incatenata) mit 3 Reimen, die ebenfalls wieder auf mannigfaltige Weise gestellt und unter einander verschlungen werden können. (s. Strophe.) Uebrigens kann es nicht auffallen, daß sich in einer Literatur, die, wie die italienische, sich in ihren lyrischen Darstellungen, außer der Canzone, fast allein auf das Sonett beschränkt, mancherlei Abweichungen von jener Normalform vorfinden. Dahin gehören die sogen. anakreontischen Sonette, mit kürzern, meist achtsylbigen Zeilen; ferner die geschweiften, mit einem Anhange (coda) von einer oder mehreren dreizeiligen Strophen; endlich der Sonettenkranz, der aus einem durch gleiche Reime verschlungenen Cyclus mehrerer Sonette besteht. Jene beiden obengenannten Hauptabtheilungen sind nicht bloß willkürlich ersonnene, bedeutungslose Formen, sondern hervorgegangen aus dem Wesen des Gedankens, der sich unwillkürlich in Satz und Gegensatz, Bild und Gegenbild zerspaltet. Es muß daher nothwendig nach den ersten 8 Zeilen ein Ruhepunkt, ein Abschnitt auch in dem Gedanken eintreten. Ja, wir wagen es zu behaupten, und würden im Stande sein, es durch Beispiele aus der Sonettensammlung des Meisters in dieser Gattung, Petrarca, zu belegen, daß das Sonett erst dann seine wahre Vollendung erreiche,

wenn nicht bloß zwischen jenen Hauptabschnitten, sondern auch noch außerdem zwischen den einzelnen Quadernarien und Terzinen eine ähnliche gegenseitige, am liebsten antithetische Beziehung, stattfindet. Dem Sonett liegt meistens ein einfacher, aber bedeutender Gedanke zum Grunde, welcher mit einer größern Breite als im Epigramm ausgesprochen und durch den Zauber des Reims umkleidet ist.

Sonne ist, wie allgemein bekannt, der erhabene, Alles belebende Himmelskörper, der den Wechsel des Tages und der Nacht, den Wechsel der Jahreszeiten, die ab- und zunehmenden Tageslängen, die verschiedenen Temperaturen in den Erdstrichen ꝛc. hervorbringt. Zu Folge der neueren Entdeckungen in der Astronomie erleuchtet und erwärmt die Sonne nicht bloß die Erde, sondern auch die übrigen Planeten und deren Monden; alle diese Körper bilden ein einziges System, worin die Sonne den vorzüglichsten Platz einnimmt und um welche die übrigen Hauptkörper in bestimmten Laufbahnen umhergetrieben werden. Sie zeigt eine eigne Bewegung, nach welcher ihr Mittelpunkt langsam von Abend gegen Morgen fortzurücken und binnen einem Jahre einen völligen Umlauf um den Himmel zurückzulegen scheint: dieser Lauf heißt die Ekliptik, Sonnenbahn. Von unserer Erde steht sie viel weiter ab, als der Mond; und man hat nach den, endlich herausgebrachten, subtilsten Berechnungen die Entfernung der Sonne von uns auf 20,628,000 geographische Meilen (400 Mal weiter, als der Mond) angesetzt. Eine Kanonenkugel würde 25 Jahre und 10 Monate bis dorthin zu fliegen haben. Im Durchmesser hat dieser erstaunenswürdige Körper — von welchem sich übrigens vermuthen läßt daß er innerlich ein dunkler Körper und bloß mit jener leuchtenden Oberfläche überzogen ist — 193,886 geogr. Meilen, so daß 111 Erdkugeln neben einander in ihr Platz haben würden.

Sonnenbahn, s. Ekliptik.

Sonnenberg (Franz Anton Joseph Ignaz Maria, Freiherr v.), geb. zu Münster in Westfalen 1778. Bereits in einem Alter von 11—12 Jahren, wo er auf dem Paulinischen Gymnasium zu Münster Unterricht genoß, entwarf er nach Klopstock's »Messiade«, mit der er zufällig bekannt wurde, den ersten Plan zu einem Epos: »Das Weltende« (Wien 1801, 1. Th.). Er lebte sodann zurückgezogen in Drakendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos: »Donatoa« (erschienen nach seinem Tode zu Halle 1806, 2 Bde.), welches dergestalt seine ganze Seele erfüllte, daß er Schlaf und Speise, Umgang und jede Lebensfreude dafür aufopferte. Allein seine überspannte Natur zerstörte sich durch ihre eigne Kraft; er endigte freiwillig sein Leben am 22. Nov. 1805, indem er sich zu Jena aus dem Fenster stürzte. S. hatte die Dichtkunst zu seiner eigentlichen Sphäre gewählt und würde darin, bei einer harmonischen Ausbildung seines Innern, gewiß etwas Bleibendes geleistet haben. Die »Donatoa« zeigt ihn als einen Nacheiferer Klopstock's.

Sonnenfels (Joseph, Reichsfreiherr v.), verdienstvoller Schriftsteller, geb. zu Nikolsburg in Mähren 1733. Trotz der Bemühungen seiner Feinde, ihn als einen Religionsspötter und Majestätsverbrecher zu stürzen, ward er von der Kaiserin zum k. k. Rath, 1779 zum wirkl. Hofrath bei der geh. böhmischen und östr. Hofkanzlei und zum Beisitzer der k. k. Studienhofcommission ernannt und 1797 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er starb den 26. April 1817. — S.'s Schriften sind nicht Werke von großer Erfindungskraft, aber freimüthig und reichhaltig an edeln, menschenfreundlichen Gesinnungen.

Sonnenferne, s. Sonnennähe.

Sonnenfinsterniß. Eine Sonnenfinsterniß entsteht, wenn sich der Mond zwischen einen irdischen Beobachter und die Sonne so

stellt, daß dadurch für diesen Beobachter die Sonne ganz oder zum Theil bedeckt, mithin ihm und den Ländern der Erde, wo er sich befindet, das Sonnenlicht in dem nämlichen Maße entzogen wird; woraus folgt, daß Sonnenfinsternisse nur zur Zeit des Neumondes möglich sind.

Sonnenflecke. Man erblickt auf der Sonnenscheibe oftmals Flecken von unordentlicher Gestalt und in größerer oder geringerer Anzahl; sie erscheinen in der Mitte schwarz und am Rande mit einem weißlich-grauen Nebel, welcher aber auch oft in große Flächen ohne jenen erkennbaren schwarzen Kern zerfließt. Sie entstehen und verschwinden zuweilen mitten auf der Sonne schnell und ohne alle bemerkbare Veranlassung; häufiger aber sieht man sie schon gebildet am östlichen Rande eintreten, sich nach dem westlichen Rande bewegen, an welchem sie sich, beiläufig 13 Tage nach ihrem ersten Erscheinen, wieder aus dem Gesicht verlieren, und hierauf nach einer nur wenig längern Zeit neuerdings am östlichen Rande hervorkommen. Die ganze Erscheinung trägt sich so zu, als wenn diese Flecken in etwa 27 Tagen einen Umlauf um die ganze Sonne machten: im Anfang des Juni beschreiben sie während ihrer Sichtbarkeit von N. nach S. hinabgehende gerade Linien auf die Sonne; in den folg. Monaten fangen sich diese Bahnen an zu krümmen und bilden Ellipsen, deren Höhlung sich aufwärts kehrt und deren Eröffnung sich späterhin erweitert; sodann wiederholen sich diese Gestalten, nur im umgekehrten Sinne der Richtung, und die Periode beträgt gerade ein Sonnenjahr. Man erklärt dies Alles vollständig, wenn man die Flecken, als der Sonnenkugel selbst adhärirend, betrachtet und letzterer eine Rotation nach der Folge der Zeichen um eine Axe beilegt, welche unter einem Winkel (von $82\frac{1}{2}°$) gegen die Ebene der Ekliptik geneigt ist. Die wirkliche Dauer dieser Rotation findet man aus der scheinbaren, oben auf gegen 27 Tage bestimmten = etwas über 25 Tage; denn es muß in Be-

tracht gezogen werden, daß die Erde, von welcher aus die Bewegung betrachtet wird, unterdeß selbst in Bewegung ist, und daß dieser Umstand also nothwendig eine solche Verschiedenheit zur Folge hat. Betrachtet man während des jährigen Umlaufes der Erde um die Sonne den Weg der Flecken ferner von der Seite, wo der Sonnenäquator die Ekliptik schneidet, so muß derselbe angeführtermaßen geradlinig, sonst aber elliptisch gekrümmt erscheinen, welches aus den Regeln der Perspective folgt. Die Natur dieser Flecken endlich anlangend, so denkt sich Herschel den Sonnenkörper als einen unserer Erde ähnelnden, festen, mit einer Photo- (Licht-) sphäre umgebenen Kern, von welchem zuweilen einzelne Punkte oder Stücke durch Risse dieser Lichtsphäre sichtbar werden und so fleckenartig erscheinen. Diese schöne Hypothese findet sich weiter entwickelt in seinem Werke: »Ueber den Bau des Himmels« (Dresd. 1826, m. K.). Sonstige Erörterungen über die Sonnenflecken, namentlich auch historische über ihre erste Entdeckung, gibt Littrow's »Populaire Astronomie« (Wien 1825, 2 Bde., m. K.).

Sonnenjahr, s. Jahr.

Sonnenmikroskop ist eine einer Zauberlaterne ähnliche Einrichtung, die statt der Lampe durch das Sonnenlicht erhellt wird. In einem verfinsterten Zimmer stellt es auf einer weißen Wand kleine Gegenstände so vergrößert dar, daß ihre zartesten Theile sehr genau unterschieden werden können. Das ganze Sonnenmikroskop besteht aus einer kleinen Röhre, die mittelst einer runden Büchse in einer viereckigen Platte so befestigt ist, daß sie nach allen Seiten hingedreht werden kann. Diese Platte kommt nun um das Loch eines Fensterladens zu liegen, durch welches die Röhre gesteckt wird, sodaß alles Licht von Außen nur durch die Röhre in das verfinsterte Zimmer kommen kann. Diese Röhre hat vorn eine Erleuchtungslinse, von Innen aber eine Vergrößerungslinse, hinter welcher eine Vorrichtung angebracht

ist, daß man die zu erleuchtenden Gegenstände quer durchstecken kann. Ueber der Erleuchtungslinse ist noch von Außen ein platter Spiegel angebracht, der so gestellt werden kann, daß er die Sonnenstrahlen auffängt und selbige auf die Erleuchtungslinse parallel mit der Axe wirft, wodurch sie den in ihrem Brennpunkt befindlichen eingeschobenen Gegenstand erleuchten. Dieses Instrument wurde um 1740 von dem berliner Arzte, Dr. Lieberkühn, daher es auch statt Sonnenmikroskop häufig das Lieberkühn'sche genannt wird, erfunden. Vgl. Mikroskop und s. »Essay on the microscope by Adams« (Lond. 1787, 4.) und auszüglich daraus Gren's »Naturlehre« (6. A., Halle 1820).

Sonnennähe und Sonnenferne. Die Erde läuft, gleich den übrigen Planeten und den Kometen, in einer Ellipse um die Sonne, in deren einem Brennpunkte letztere liegt. Hieraus folgt, daß sie in einem Endpunkte der großen Axe am wenigsten, im andern aber am weitesten von der Sonne entfernt ist; diese Punkte heißen deswegen sehr paßlich Sonnennähe und Sonnenferne, aphelium und perihelium.

Sonnenparallaxe. Parallaxe und Horizontalparallaxe sind bereits im Art. Parallaxe erklärt. Die Horizontalparallaxe der Sonne insbesondere haben uns erst die 1761 und 1769 stattgefundenen Durchgänge der Venus durch die Sonnenscheibe mit größerer Genauigkeit kennen gelehrt. Da die Erdbahn nämlich die Bahn der Venus einschließt, so muß letzterer Planet zuweilen zwischen uns und der Sonne vor dieser vorbeigehen. Die Zeitdauer eines solchen Durchganges für den Mittelpunkt der Erde läßt sich berechnen; auf der Erdoberfläche beobachtet man sie. Der Unterschied beider Ergebnisse läßt auf die Horizontalparallaxe der Sonne und somit auf die Entfernung beider Himmelskörper von einander schließen. Auf diese Weise ungefähr hat man die mittlere horizontale Parallaxe der Sonne = 8′, 8

nach Duséjour und 8,7 nach Biot gefunden, woraus die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde = 23439 Erdhalbmesser (zu 859½ geogr. Meilen), oder in runder Zahl gegen = 20,500,000 solcher Meilen folgt. Nimmt man jene Horizontalparallaxe nur $\frac{1}{10}$ Secunde kleiner, so wird der Abstand schon um 215 Erdhalbmesser größer, woraus sich die Verschiedenheit der Entfernungsangaben erklärt. Kennt man übrigens diese einzige Entfernung mit hinreichender Genauigkeit, so besitzt man den Maßstab für unser ganzes Planetensystem, indem sich nach dem zweiten Kepler'schen Gesetze (s. d.) die Würfel der mittlern Entfernungen der Planeten von der Sonne verhalten wie die Quadrate der (längst bekannten) Umlaufszeiten. Darum ist diese Bestimmung von so außerordentlicher Wichtigkeit. Ueber die Beobachtungen des Venusdurchganges von 1769 s. Bode's »Sternkunde« (3. A., Berl. 1808), Lalande's »Astronomie« und Encke: »Die Entfernung der Sonne von der Erde aus dem Venusdurchgange von 1761« und »Der Venusdurchgang von 1769«.

Sonnenrauch, s. Höhenrauch.

Sonnenstein, Schloß auf einem südöstlich über der Stadt Pirna sich erhebenden Felsen, der Sitz einer Irrenanstalt. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. stand hier eine Grenzveste der meißnischen Markgrafen, die im 16. Jahrh. zum Theil abgetragen und neu erbaut wurde.

Sonnenstich. Wenn die Sonnenstrahlen in der heißen Jahreszeit eine Zeitlang auf einen unbedeckten Theil der Haut fallen, so entsteht hier eine rosenartige Entzündung, auf deren Oberfläche hier und da Bläschen erscheinen, und die von stechenden Schmerzen begleitet ist. Innerhalb einiger Tage verliert sich die Entzündung und die Oberhaut schuppt sich ab. Wenn aber die Sonnenstrahlen unmittelbar auf den Kopf treffen, so greifen sie bisweilen das Gehirn selbst auf

ähnliche Weise an. Das Blut sammelt sich in demselben in größerer Menge, die Gefäße strotzen, das Gesicht und die Augen werden roth, heftige Kopfschmerzen (in einem Falle, der mir vorkam, mit Lichtscheu und Tagblindheit verbunden) entstehen. Eine fieberhafte Hitze verbreitet sich über den ganzen Körper, Schlafsucht oder Beängstigung, welche den Schlaf hindert, Schlagfluß, mit und ohne Blutextravasat, oder Hirnentzündungen entwickeln sich und werden oft in kurzer Zeit tödtlich. Diese Zufälle belegt man vorzugsweise mit dem Namen des Sonnenstichs, und werden seltener bei den Feldarbeitern, welche abgehärtet sind, als bei den zarten Städtern beobachtet, welche allzu selten an die freie Luft kommen. Die Zufälle sind heftiger, wenn die Sonnenstrahlen auf einen Schlafenden treffen. Die niedern Grade verlieren sich von selbst wieder, die heftigern erfodern die schnellste Anwendung von kräftigen Heilmitteln, unter denen Aderlässe und kalte Umschläge, auf den Kopf gelegt, obenan stehen.

Sonnensystem. Die neuere Astronomie hat sich zu der Vorstellung erhoben, ein jeder Fixstern sei eine Sonne, der sich, aus Gründen der Analogie, ein System umlaufender Haupt= und Nebenplaneten beilegen lasse. Im engern Sinne versteht man aber unter Sonnensystem unsere Sonne mit ihren Planeten, Monden und Kometen. Demnach gehören zum Sonnensysteme, außer einer bestimmten Anzahl von Kometen, die Planeten: Merkur, Venus, Erde mit einem Monde, Mars, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter mit 4, Saturn mit 7, und letztlich Uranus mit 6 (bis jetzt entdeckten, wahrscheinlich aber mehreren) Monden. Alle diese Planeten, in Begleitung ihrer Monde, laufen sowohl als die Kometen in elliptischen Bahnen um die Sonne, in deren einem Brennpunkte diese thront, und, durch die mächtige Kraft ihrer Anziehung, jene in ihren Bahnen erhält. (s. Centralkräfte.) Ebenmäßig beschreiben die Monde oder Nebenpla=

neten, unbeschadet ihrer Bewegung mit den Hauptplaneten um die Sonne, gleichzeitig Ellipsen um die letztern; wie z. B. eine auf einem Brette laufende Kugel mit diesem umhergetragen werden kann, ohne daß dadurch in der erstern Bewegung etwas geändert wird. Außerdem sind die Planeten einer Umdrehung um ihre eigne Axe (Rotation) unterworfen, welche, verbunden mit der Neigung der letztern gegen die Ebene der Bahn und dem Verharren in dieser Lage (Parallelismus), auf den erhebenden Gedanken der Bewohnung ihrer aller durch empfindende Wesen führt, zu deren Nutzen jene beiden Einrichtungen angeordnet zu sein scheinen. Alle Fortschritte der Astronomie, z. B. der kürzlich durch Laplace entdeckte Umstand, daß die Jupitersmonde nie alle zugleich verfinstert und den Nächten des Planeten ihre Erleuchtungen daher nie ganz entzogen werden können, scheinen diese Vermuthung zu bestätigen. Es kann hier nicht der Ort sein, in das Einzelne aller Erscheinungen einzugehen, welche unser Sonnensystem darbietet. Uns muß es genügen, nur Einiges von dem Merkwürdigsten anzuführen. Dahin gehört z. B. die bewundernswürdige Regelmäßigkeit in der Vertheilung der Planeten durch den Himmelsraum. Schon vor der Entdeckung der 4 neuen Planeten: Ceres, Vesta, Juno und Pallas, wußte man, daß die Entfernungen der übrigen von der Sonne nach dem Gesetze der Reihe: $4; 4 + 3; 4 + 2.3; 4 + 4.3; 4 + 16.3; 4 + 32.3; 4 + 64.3$ wachsen. In dieser Reihe fehlt, wie man sieht, zwischen den dem Mars und dem Jupiter entsprechenden Gliedern $4 + 4.3$ und $4 + 16.3$, das Zwischenglied $4 + 8.3$, worauf man die Vermuthung gründete, daß sich in dieser Entfernung ein noch unentdeckter Planet finden müsse: eine Vermuthung, die durch die Entdeckung jener 4 neuen Planeten bestätigt worden ist, welche in der That jene verhältnißmäßige Entfernung haben. Ein andrer merkwürdiger Umstand, welcher ebenfalls auf eine Aehnlichkeit zwischen un-

serer Erde und den übrigen Planeten hindeutet, ist die starke Abplattung (vgl. d.) des Jupiters. Dieselbe ist von dem ursprünglich weichen Zustande des Erdkörpers und dem Einflusse der Axendrehung darauf abhängig gewesen. Da nun Jupiter einer sehr schnellen Axendrehung unterworfen ist, so mußte, unter Voraussetzung eines ursprünglich ebenfalls weichen Zustandes seiner Masse, seine Abplattung sehr bedeutend ausfallen, und dieses hat sich bei der nachherigen Beobachtung auch wirklich so befunden. — Das Historische dieses Art. s. in den Art. Kopernicus und Kepler.

Sonnentafeln. Obwohl sich die Erde um die Sonne bewegt, pflegt man doch bei den Rechnungen, die sich auf den augenblicklichen Platz der erstern in ihrer Bahn beziehen, gegentheils die scheinbare Bewegung der letztern anzunehmen, weil nur diese wirklich beobachtet wird, und daher, statt des wirklichen Ortes der Erde, den jedes Mal um 6 Zeichen davon verschiedenen, anscheinenden der Sonne anzusetzen. Die Rechnungsdata, welche zur Findung dieses Ortes für jede Zeit erfodert werden, sind in eignen Werken zusammengestellt, welche den Namen »Sonnentafeln« führen. Dergleichen Tafeln besitzt man von de la Caille, von Meyer und besonders von Zach. Die neuen Sonnentafeln von Delambre endlich, sammt einer ausführlichen Anleitung zu deren Construction gibt s. »Astronomie« (Paris 1814, 3 Bde., gr. 4.).

Sonnenuhr, Sonnenuhrlehre (Gnomonik, vom Griech. γνωμων, der Zeiger). Der tägliche Umlauf der Sonne am Himmel hat von jeher das einfachste Mittel der Zeiteintheilung abgegeben, indem man die veränderliche Lage des Schattens bemerkt, den alle Körper der Sonne gegenüber werfen. Man denke sich die Sonne den Aequator mit gleichförmiger Geschwindigkeit in 24 Stunden durchlaufend, und setze in den Mittelpunkt der Ebene des letztern perpendi-

cular einen Stift, der also der Erdaxe parallel ist, so wird der Schatten dieses Stiftes dem Sonnenlaufe folgen, und auf gedachter Ebene die Stunden bezeichnen. Eine nach dieser Idee eingerichtete, mit einem solchen Stifte (Weiser, γνωμων oder stylus) und mit Stundentheilung versehene, der Ebene des Aequators parallel aufgestellte Kreisscheibe oder andre Fläche, deren Mittagspunkt dem Meridian des Ortes entspricht, heißt eine Aequinoctialuhr, weil die Sonne an den Aequinoctialtagen den Aequator beschreibt. Parallel mit dem Aequator steht sie an jedem Orte, wenn sie mit dem Horizonte einen der Aequatorshöhe dieses Ortes gleichen Winkel macht. Will man eine solche Aequinoctialuhr, welche den Grund aller übrigen Sonnenuhren abgibt, hiernächst in eine horizontale, d. h. in eine solche umgestalten, deren Ebene der Horizontalebene parallel liegt, so muß man den Weiser auf der Ebene unter einem der Polhöhe des betreffenden Ortes gleichen Winkel befestigen, damit er wie der [illegible]r Erdaxe, in welchem die Mittelpunkte aller Parallelkreise liegen, parallel steht, indem die Axe den Horizont überall unter einem der Polhöhe gleichen Winkel schneidet. Die Stundentheilung wird dann mit Bezug auf die Aequinoctialuhr ausgeführt. Ebenso gründet sich die Einrichtung und der Gebrauch der gewöhnlich so genannten Sonnenringe, gleichwie die ebenso bekannte Verbindung zweier messingenen Kreise, wovon der eine den Meridian, der andre aber den Aequator vorstellt, mit einer durchgehenden Erdaxe als Weiser, die eine Scala zur Stellung eines kleinen Sonnenbildes nach Maßgabe der Declination, und am Meridian einen auf jede Polhöhe zu stellenden Aufhängering hat, auf die Theorie der Aequinoctialuhren. Auch kann man daraus Regeln für Verticalsonnenuhren, die auf dem Horizonte perpendicular stehen, für Morgen-, Abend-, Mittag- und Mitternachtuhren, nach Maßgabe der Richtung ihrer Flächen gegen die 4 Hauptgegenden, und

für Polaruhren, deren Ebene verlängert durch die Pole geht (und deren Wechselbezug zu den Horizontal- und Aequinoctialuhren man am deutlichsten übersieht, wenn gesagt wird, daß die Horizontaluhr für den Aequator, wo die Polhöhe = 0, eine Polaruhr, die Aequinoctialuhr für die Pole aber eine Horizontaluhr ist), sowie endlich für Entwerfung von Sonnenuhren auf gebogene Flächen aller Art herleiten. Hierzu ertheilen ausführliche Anleitung für die praktische Ausübung: Helfenzrieder's »Vollständ. u. ausführl. Unterricht, um Sonnenuhren nicht nur auf ebenen horizontalen und verticalen Flächen, sondern auch auf Mauern und Fenster zu machen« (Augsb. 1790). Die Theorie dagegen in ihrem Hauptfaden entwickelt auf wenigen Seiten überaus lichtvoll Lorenz in seinem »Grundriß der mechan., optischen u. astron. Wissensch.« (2. Aufl., Helmstädt 1799, mit Kpfrn.; seitdem mehrmals aufgelegt). Eine analytische Darstellung gibt Berroyer's »Gnomonique, ou théorie des cadrans solaires« (als Anhang zum 3. Bd. der Biot'schen »Astronomie«), 2. Aufl., Paris 1811. Das Historische aber von den Sonnenuhren der Alten gibt Martini's »Abhandlung von den Sonnenuhren der Alten, durch Denkmale des Alterth. erläutert« (Leipzig 1778). — Unter einem Gnomon versteht man eine Veranstaltung, wo ein Bild der Sonne in einem dunkeln Raume aufgefangen, im Augenblicke des wahren Mittags auf eine Mittagslinie fällt, und dadurch nicht nur den Mittag, sondern auch die Mittagshöhe der Sonne angibt. So zog z. B. Cassini (Giovanni Domenico) auf dem Boden in einer Kirche zu Bologna eine sehr genaue Mittagslinie. Im alten Rom, unter August, bediente man sich dazu eines Obelisk auf dem Marsfelde, dessen Trümmer noch gezeigt werden. Eine Beschreibung mehrerer solcher Gnomons gibt Lalande's »Astronomie« (2. Aufl., Paris 1771).

Sonnenwenden. Wenn man sich den scheinbaren Jah-

reslauf der Sonne durch die Ekliptik versinnlicht, so findet man, daß sich ihre Abweichung täglich verändern muß, und zwar bis zu einer gewissen Grenze zu-, und dann wieder abnehmend. Die beiden Punkte der Ekliptik nun, in welche sich die bisherige Zunahme der Abweichung wieder in eine Abnahme zu verwandeln anfängt, heißen ebendeswegen Sonnenwenden oder auch Sonnenstillstands- (Solstitial-) Punkte, weil nämlich diese Veränderung in den ersten Tagen kaum zu spüren ist, und die Sonne daher, rücksichtlich der Abweichung, still zu stehen scheint. Um den 21. Juni erreicht die Sonne den Punkt der größten nördlichen (Sonnenwendekreis des Krebses), und am 21. Dec. den Punkt der größten südlichen Abweichung (Wendekreis des Steinbocks), und macht in Folge davon, wie bekannt, den längsten und kürzesten Tag.

Sonntag, der erste Tag in der Woche, soll seinen Namen von den alten Sachsen haben, welche, als sie noch Heiden waren, diesen Tag der Sonne weihten. Von den Christen wird er darum gefeiert, weil Jesus an dem ersten Tage einer Woche auferstanden und auch an einem solchen Tage die Ausgießung des heil. Geistes erfolgt ist.

Sonntagsbuchstabe. Die Chronologen bezeichnen die 7 ersten Tage des Jahres mit den 7 ersten Buchstaben des Alphabets und nennen den Buchstaben, welcher solchergestalt auf den Sonntag fällt, den Sonntagsbuchstaben. (s. Cyklus.) Man bestimmt mittelst desselben, welcher Wochentag ein gewisser Monatstag ist.

Sontag (Henriette), diese so ausgezeichnete, durch den Reiz ihrer Stimme zur deutschen Nachtigall erhobene, deutsche Sängerin hat eigentlich Coblenz zu ihrem Geburtsorte, wo sie 1808 geboren, und von ihren Eltern schon früh für die Bühne erzogen wurde. In den ersten Jahren schon zeigte sie (z. B. als die kleine Salome im »Donauweibchen«) ihre trefflichen Anlagen, kam dann, da sie bereits im 9. Jahre ihren Vater eingebüßt hatte, mit ihrer Mutter, einer sehr erfahrnen Schau-

spielerin, nach Prag, wo sie, eine Zöglingin des dortigen Conservatoriums für Musik, reißende Fortschritte machte und im 12. Jahre die dasige Bühne betrat, dann in Wien für die deutsche Oper angestellt wurde und hier, so wie auch bei der italienischen Oper sich besonders auszeichnete. In der Folge (1824) machte sie mehrere Kunstreisen, unter andern auch nach Leipzig, auf welchen sie mit dem höchsten Beifalle belohnt wurde, bis sie dann, in Berlin bei dem neuen Königsstädter-Theater angestellt, ihren Ruf immer höher steigerte, der Liebling des Publicums, auch selbst des Hofes, und von diesem zur königl. Hof- und Kammersängerin ernannt ward, darauf (1826) Paris besuchte, hier gleichen Beifall erntete und, zwar nach Berlin zurückgekehrt, dennoch ein Engagement in Paris 1827 annahm und auch hier — eben so wie in London, wohin sie auf einige Zeit reiste — den außerordentlichsten Enthusiasmus erregte, ja, vor kurzem in der italienischen Oper (als Donna Anna im »Don Juan«) öffentlich gekrönt (mit der Couronne bekränzt) wurde. — Ihre Stimme, welche sie hauptsächlich in Prag und Wien ausbildete, hat eine Reinheit, Lieblichkeit und Gewandtheit, wie sie selten getroffen wird; eben so ist ihr Vortrag höchst bezaubernd und durch die leisesten, aber vollkommen vernehmbaren Töne reißt sie jeden Hörer zum Entzücken hin. Ihre liebliche Gestalt, sowie ihr treffliches Spiel, besonders im Scherzhaften und Launigen (was sie namentlich im »Barbier von Sevilla« zeigt), ihre höchst einnehmende und bezaubernde Mimik tragen eben so sehr zu der glanzvollen Aufnahme bei, welche ihr allenthalben zu Theil wurde. Auch weiß sie durch mimische Darstellung (z. B. der Raphaelschen Cäcilie, mit ihrem himmelwärts gerichteten schönen Auge, im etwas übergebogenen Lockenkopfe) Alles hinzureißen. 1830 verließ sie die Bühne.

Sophisten, eine Klasse von griechischen Philosophen, welche

besonders in der Periode vor Sokrates blühete. Ueber die erste Bedeutung dieses Namens und die nachherige Veränderung des damit verbundenen Begriffs s. d. Art. Philosophie. Nach den persischen Kriegen und schon während derselben fing die Periode der höhern Cultur für Griechenland an und insbesondere fand die Philosophie jetzt ein größeres Publicum. Durch die demokratische Verfassung der Hauptstaaten Griechenlands, besonders des mächtigsten, Athens, erhielt das Streben nach Aufklärung eine besondere Richtung, die auf den Gang der philosophischen Speculationen von der bisherigen Bahn abführte. Um das Volk und durch diesen den Staat zu regieren, gab es kein nothwendigeres Mittel als die Beredtsamkeit. Diese, anfangs natürliches, durch Uebung gebildetes Talent, erhielt jetzt das Gewand der Künstlichkeit und suchte mehr zu blenden und zu überreden als zu überzeugen. Man machte bald die Entdeckung, daß auch die schlechteste Sache, durch einen beredten, in den Künsten der Verstellung und Verdrehung erfahrnen Vertheidiger in ein vortheilhaftes Licht gestellt, über die bessere den Sieg davon tragen könne. Unter solchen Umständen konnte man sich nicht mehr mit der natürlichen Beredtsamkeit behelfen; man mußte eine künstliche, wissenschaftliche sich zu verschaffen suchen, und da fanden sich denn bald Männer, die diesem Bedürfniß hülfreich entgegen kamen, welche die Grammatik, Rhetorik, Dialektik und Sophistik lehrten und daher vorzugsweise Rhetoren und Sophisten genannt wurden. Für einen Griechen waren diese Wissenschaften zur Bildung vollkommen hinlänglich, da sich der Kreis des für ihn Wissenswürdigen fast allein auf politische Kenntnisse einschränkte. Es war genug, wenn er die Regeln der Sprache, und des Baues der Rede (Grammatik und Rhetorik), die Regeln der Auffindung, Anordnung, und Benutzung der Gründe für und wider einen Satz (Dialektik und Sophistik), und eine gewisse allgemeine Aufräu-

mung und Aufhellung der Begriffe über Welt und Menschen zu verschaffen suchte. Die alten Sophisten lebten ungefähr in Einer Periode und obgleich an Kräften, Kenntnissen und Verdiensten sehr von einander verschieden, waren sie doch an Talenten und Wissenschaften, besonders in der Tendenz ihres Unterrichts einander sehr ähnlich. Sie strebten nicht nur nach dem Ruhme, große Redner und Rhetoren zu sein, sondern sie trugen auch alle andere damals bekannte Wissenschaften vor. Die berühmtesten unter ihnen waren: Gorgias und Protagoras (s. d.), Hippias von Elis, Prodicus von Ceos und Thrasymachus von Chalcedon, welchen Evenus von Paros, Theodor von Byzanz, Akkidamas von Elea, und Polus von Agrigent, beide Schüler des Gorgias, ferner Antiphon aus Rhamnusium, Simon und Polykrates von Athen, Stesimbrotus und Anaximander, deren Vaterland unbekannt ist, Euthydemus und Dionysius aus Chios in kleinern und größern Entfernungen nachfolgten. Wir haben von ihnen keine Schriften mehr; inzwischen können wir ihre Art zu philosophiren aus den Werken der Sokratiker, insbesondere des Plato und aus einzelnen Nachrichten bei Aristoteles und mehrern spätern Schriftstellern kennen lernen, Man muß nur nicht vergessen, daß die Schilderung der Sokratiker von den Lehren und der Lehrart der Sophisten oft einseitig und eingenommen ist und man hat daher lange sehr unrecht gethan, sie bloß für leere Schwätzer und nichtswürdige Grübler und Grillenfänger zu halten, die nicht einmal einen Platz in der Geschichte der griechischen Weltweisheit verdienten. Sie waren in vielen Stücken tadelhaft, hatten aber auch in vielen ihr Großes und Gutes. Gleich den ältern Weisen der Griechen, ihren Vorgängern, besaßen und verbreiteten sie alle vorhandene wissenswürdige Kenntnisse und Entdeckungen, lehrten über Astronomie, Physik, Mathematik und Musik und vermehrten die Summe der Kenntnisse ihrer Zeitgenossen auf mancherlei

Art. Sie waren die ersten Lehrer der Staatswissenschaft und Rhetorik, die ersten großen Redner, die ersten Grammatiker. Sie hielten zuerst ordentliche Vorträge über Tugend und Glückseligkeit, trugen zuerst die Kriegswissenschaft und die Theorie der Malerei und Bildhauerkunst vor. Sie lehrten das alles nicht nur mündlich, sondern verfaßten auch darüber vortreffliche Schriften. Durch diese Verdienste erwarben sie sich allgemeine Ehrfurcht und Bewunderung, und ihren Umgang suchten nicht nur eine Menge lernbegieriger Jünglinge, sondern selbst die vornehmsten Staatsmänner. So ungerecht es aber wäre, ihnen diese Verdienste abzusprechen, so wenig kann man doch auch läugnen, daß sie sehr viel zum Verderbniß der Philosophie und der Sitten beitrugen, einer Verderbniß, der noch glücklich genug durch die Bemühungen eines Sokrates und seiner Nachfolger gesteuert wurde. Der erste Tadel trifft ihren unmäßigen Stolz. Sie gaben sich selbst den Namen der Weisen (Sophisten), erklärten sich für die einzigen Lehrer der Weisheit, Glückseligkeit und Tugend, rühmten sich der Kunst, Jeden zu einem mächtigen Redner und Volksbeherrscher zu machen. Prunkvoll durchzogen sie die berühmtesten Städte und Gegenden Griechenlands und wählten immer volkreiche Plätze und feierliche Feste, wenn sie sich hören lassen wollten. Ihre Absicht war nicht, Aufklärung und Tugend zu befördern, sondern zu glänzen und Schätze zu sammeln, um ihre Prachtliebe, Ueppigkeit und Leidenschaften zu befriedigen. Um diese Absichten zu erreichen, hielten sie glänzende Prunkreden, an einander hängende, sorgfältig ausgearbeitete Vorlesungen, ließen sich Fragen vorlegen und redeten aus dem Stegreife darüber. Am meisten aber schadeten sie durch die Grundsätze, welche sie den Jünglingen einflößten. Sie läugneten nicht nur das Dasein einer obersten Gottheit, sondern bestritten auch die Wirklichkeit der Volksgottheiten. Alles sei durch Nothwendigkeit und Zufall entstanden und geschehe

durch dieselben. Sie bemühten sich, die Ursachen zu erforschen, welche den Glauben an Gottheiten hervorgebracht hätten und untergruben durch solche Behauptungen alle Religion, die Grundlagen der Tugend und bürgerlichen Gesellschaft. Ihre Sittenlehre war, wo möglich, noch gefährlicher, als ihr theoretischer Unglaube. Sie behaupteten, das einzige Naturgesetz sei, daß der Klügere und Mächtigere über den Schwächern herrsche; daß alle Handlungen an sich gleichgültig wären, daß sie nur in Rücksicht auf die Landesgesetze und des Vortheils oder Schadens, den sie brächten, gut oder böse wären. Uneigennützige Tugend und Gerechtigkeit sei Thorheit; man brauche nur den Schein der Tugend zu erhalten suchen. Tugend sei die Kunst, andere Menschen zu beherrschen und zu Dienern seines Vergnügens zu machen, Glückseligkeit die Kunst, alle Begierden zu befriedigen. Diesen Grundsätzen scheint die bekannte Erdichtung des Prodikus vom Herkules am Scheidewege zu widersprechen, durch die er so laut und so feurig die wahre Tugend anpreist. Aber man muß bedenken, daß die ganze Fiction nur eine von den Prunkreden des Prodikus war, mit denen er in allen griechischen Städten umherzog; daß er die Tugend nur als Declamator, aus Gewinnsucht empfahl. So weiß man von mehrern Sophisten, daß sie aus gleichen Beweggründen schöne Lobreden auf Tugenden, Helden, Weisheit u. s. w. hielten. Gewöhnlich wählten sie immer den Stoff ihrer Reden nach dem Geschmack ihrer Zuhörer, rühmten in Sparta und Theben die Tugend, in Athen die Vortheile der Armuth und Verweisung u. s. w. Um zu schimmern, trieben auch die Sophisten die Kunst, alles, selbst entgegengesetzte Sätze unmittelbar hinter einander zu vertheidigen und zu bestreiten, die unleugbarsten Wahrheiten ungewiß und die größten Ungereimtheiten wahrscheinlich zu machen, durch beständige Fragen in die lächerlichsten Widersprüche zu verwickeln, durch künstliche Trugschlüsse zu verwirren und durch ähnliche

Sophismen sich selbst unüberwindlich zu machen. — So vielen Schaden aber auch die Sophisten aus den angezeigten Gründen anrichteten, so muß man doch gestehen, daß sie eben durch ihre Sophistik auch sehr viel zur Bereicherung, Läuterung und Fixirung der philosophischen Sprache und einzelner Begriffe beitrugen; daß sie ein schärferes und subtileres Denken veranlaßten, daß sie eben durch ihre Angriffe auf die Moralität die Aufmerksamkeit redlicher Wahrheitsforscher auf die Principien der Moral hinwandten und die philosophirende Vernunft von Erforschung der Außendinge auf die Betrachtung ihres eigenen Selbst zurückführten. Der Name und das Geschlecht der Sophisten dauerte noch bis auf die letzten Zeiten des Isokrates fort; aber noch bei Lebzeiten des Sokrates und noch mehr nach dessen Tode fingen sie an allgemein verachtet und verabscheuet zu werden. In Athen durften sie nicht mehr vor den Richterstühlen erscheinen, und ihr Name ward ein Schimpfname. Ihren Fall bewirkte nicht nur ihre Entlarvung durch Sokrates und Isokrates, sondern auch ihre eigene Ausartung, da das Glück der ersten Sophisten eine Menge nichtswürdiger Menschen reizte, auf ähnliche Art das ihre zu versuchen. Diese trieben ihre Anmaßungen bald eben so weit, als es ihnen an Kenntnissen und Talenten gebrach, machten sich der schmutzigsten Gewinnsucht schuldig und eröffneten so mit Gewalt die Augen des Publicums.

Sophokles, einer der ersten griechischen Trauerspieldichter zu Athen, dessen Geburt man ungefähr ins 2. Jahr der 70. Olympiade setzt. Von seiner Würde als Archon, als welcher er dem Perikles zur Seite stand, weiß man wenig; desto mehr aber von seiner Ausgezeichnetheit als Tragödiendichter, als welcher er als einer der vollkommensten unter den Griechen so weit hervorragte, daß man ihn auch die attische Biene nannte. Nach den Siegen eines Miltiades, Themistokles, Cimon, genoß damals Athen den Ruhm, das erste Volk zu

heißen; und in diesem Zeitraume der höchsten Blüthe dichtete Sophokles seine Trauerspiele, deren Anzahl sich auf 124 belaufen haben soll; allein nur sieben sind davon auf uns gekommen. Er trug 24 Mal den Sieg davon, und seine »Antigone« verschaffte ihm die Präfectur von Samos. Von seinen eigenen Kindern endlich als alter kindischer Mann angegeben, zeigte er, zur einzigen Verantwortung, bloß den Richtern seinen eben erst vollendeten »Oedip auf Kolon« vor und sie sprachen ihn sogleich von aller Anklage frei. Er starb im 95. Jahre. Von seinen noch übrigen Stücken, wovon wir dem Grafen Christian zu Stolberg eine der geistreichsten deutschen Uebersetzungen (Lpz. 1787 in 2 Bdn.), nicht minder auch Solger (Berlin 1824) zu verdanken haben, kann fast jedes als Ideal einer vollkommenen Tragödie aufgestellt werden. Mit Recht räumt man ihm zwischen Aeschylus (17 Jahr älter) und Euripides (16 Jahr jünger) den ersten Platz ein.

Sophonisbe, s. Masinissa.

Sopran (ital. soprano), Oberstimme, Discant (nach dem Lat.), franz. le dessus, die höchste der 4 Singstimmen, welche nur Knaben, Frauenzimmer und Castraten singen (daher man auch einen Castraten anständiger einen Soprano oder einen Sopranisten nennt). Indessen ist der Discant der letztern mehr Falset, und weniger volle Bruststimme, wie bei jenen. Der Sopran ist eigentlich die weibliche Stimme. Man unterscheidet aber den Umfang der Töne nach einem höhern und tiefern Sopran; des Ausdrucks: zweiter Discant, bedient man sich oft gleichbedeutend mit Alt, und mehr in Hinsicht auf die Singpartie. Doch ist der Discant von dem Alt nicht sowol in Hinsicht der Töne als vielmehr durch die Art des Tons selbst, welcher schärfer, heller und feiner ist, als der des Alts, verschieden. Der Umfang eines gewöhnlichen Discants ist von $\overline{c}$ bis $\overline{\overline{c}}$; und ist für eine

Chorstimme vollkommen zureichend. Ein hoher Discant, welcher zum Bravourgesang nothwendig ist, kann in der Höhe f g erreichen; der tiefere (den man auch Mezzosopran nennt) reicht von g oder a bis g oder a. Selten aber wird man einen vollen Umfang von g bis c bei völliger Gleichheit der Töne finden. Gewöhnlich geht bei gewaltiger Anstrengung zur Hervorbringung der höhern Töne die Anmuth der wichtigern Mitteltöne verloren. Auch ist die Bildung der Stimme von größerm Werth als ein ungewöhnlicher Umfang, und Beurtheiler verrathen ihren Ungeschmack, wenn sie der bloßen Höhe Beifall klatschen. Dem Sopran kommt an sich die Melodie zu; auch ist er der mannichfaltigsten Verzierungen und Läufe fähig, da von Natur die höhern Töne sich zu diesen mehr eignen, und wie alle hohe Töne, auf schnellern Schwingungen beruhen, daher auch höhere Stimmen schneller reden und singen können als tiefere. Aus diesem Grunde und in dieser Hinsicht ist der Sopran die Hauptpartie, deren vorzügliche Ausbildung dem Tonsetzer obliegt, welcher die Empfindung rein und kräftig charakterisiren will. Derselbe muß daher auch, wenn er seinem Gesang eine gelungene Ausführung wünscht, die Beschaffenheit und Verhältnisse der Sopranstimme kennen lernen, damit er wisse, was mit Leichtigkeit und ohne ungünstige Anstrengung ausführbar ist, auf welchen Tönen der Sopranstimme man deutlich sprechen oder nur vocalisiren kann, welches die natürlichen Abschnitte der Stimme sind rc. Dasselbe muß die Sängerin wissen. Uebrigens setzt man die Discantpartie jetzt gewöhnlicher in den wegen Bezeichnung der höhern Töne bequemern Violinschlüssel, als in den sonst gebräuchlichen Discantschlüssel. (s. Schlüssel.)

Sorben, ein altes Volk, slavischen Ursprungs, das im 5.

Jahrh. n. Chr. aus dem hintersten Sarmatien ins nördliche Deutschland vordrang und sich auf der linken Seite der Ober-Elbe festsetzte. Meißen, Osterland, das heutige Altenburg 2c. hatten sie inne und wußten sich mehrere Jahrhunderte hindurch gegen ihre Nachbarn muthig zu behaupten. Diese Sorben, oder auch Sorben-Wenden, die gleich anfangs ihre Fürsten, wenn auch nicht gerade erbliche, hatten, wußten sich bis zu den sächsischen Kaisern als eigne, ganz unabhängige Nation zu erhalten; allein seit diesen wurde ihr Land zu einer deutschen Provinz gemacht, von Grafen und Markgrafen regiert und zu einem Markgrafthum erhoben. — Uebrigens werden ganz unrichtig ein Theil der Einwohner beider Lausitzen bisweilen Sorben genannt.

Sorbet (Tscherbet), ein bei den Morgenländern gewöhnliches Getränk aus Früchten und Zucker, Limonensaft, Rosenwasser und Ambra zubereitet. Der gemeine Türke bereitet sich diesen Trank aus einem abgesüßten, über gestoßene Rosinen gegossenen Wasser.

Sorbonne hieß ehemals die theologische Facultät der berühmten Pariser Universität, welche vor den übrigen Facultäten große Vorrechte und Einkünfte hatte. Von Robert von Sorbonne (geb. 1201), Doctor der Theologie und Ludwigs des Heiligen Beichtvater, 1252 gegründet, erhielt dies Collegium durch Richelieu noch viele Verschönerungen und ihre nachher unverändert gebliebene Gestalt genoß ein unbegrenztes Ansehen unter den Katholiken, ja, sie wagte sogar, sich den Päpsten zu widersetzen, obgleich in den Köpfen der Doctoren der Sorbonne eine große Barbarei und Pedanterei herrschte; ihre größte Kunst bestand in spitzfindigen Disputationen und besonders schwer wurde es den Candidaten der theologischen Doctorwürde gemacht. — Die Revolution machte endlich diesem Institute ein Ende, ohne daß Kirche und Staat dabei etwas verloren hätten.

Sorites, Kettenschluß, ist eine verkürzte Schlußreihe,

welche die Form eines einzigen Schlusses hat. Dies geschieht dadurch, daß nur die Prämissen (Voraussetzungen) der einzelnen Schlüsse angegeben werden, alle aber einen gemeinschaftlichen Schlußsatz (conclusio) haben. Jener Name, Sorites, stammt her von der Anhäufung der Schlüsse; Kettenschluß aber heißt er, weil die Urtheile, welche die einzelnen Schlüsse bilden, hier so in einen verkettet sind, daß der Obersatz des einen auch wieder Untersatz des andern ist.

Sordine, s. Dämpfer.

Soroe, Akademie, liegt in einer reizenden Umgebung, 10 Meilen südlich von Kopenhagen. Im 12. Jahrh. war S. eins der reichsten Klöster Dänemarks, welches Friedrich II. 1586 in eine große Schule umwandelte, die Christian IV. 1623 zu einer Akademie erhob. Sie ward von Holberg reich dotirt. 1813 brannte das Schulgebäude mit der reichen Bibliothek ab. Der jetzige König stiftete sie 1822 von neuem; das neue Gebäude für die Lehr- und Erziehungsanstalt ward 1827 eröffnet. Sie zählt gegen 70 Zöglinge unter einem Director, mit 7 Lectoren, 7 Adjuncten und a. Lehrern.

Sotadische Verse, ungezogene, schmutzige Verse, von einem gewissen altgriechischen Dichter, Sotades, so genannt.

Soterische Münzen, Heilandsmünzen, ältere Münzen, welche die griechischen Kaiser mit dem Kreuze oder Bilde des Heilands prägen ließen.

Soterologie, Seligkeitslehre; Lehre von dem Soter, dem Erretter der Menschen.

Soties waren ehedem in Frankreich, besonders zu Paris, eine Art satyrischer Lustspiele, welche gewisse, in der Stadt vorgefallene, Abenteuer zum Gegenstande hatten und da mancherlei Thorheiten und Ausschweifungen züchtigten; sie wurden meistentheils von jungen Leuten aus guten Häusern aufgeführt und fanden vielen Beifall.

Sotzmann (Daniel Friedrich), Kriegsrath und Geograph der Akad. der Wissensch. zu Berlin, geb. zu Spandau 1754. Seine Arbeiten im Fach der zeichnenden Geographie beginnen schon 1783 mit einem Grundriß der Stadt Danzig, und seitdem hat er sich durch treffliche Specialcharten von den märk., magdeburg., westfäl. und poln. Provinzen des preuß. Staats, wobei ihm die Abneigung des großen Friedrich, Specialcharten seiner Länder bekanntgemacht zu sehen, anfangs viele Hindernisse in den Weg legte, durch die Atlasse zu Büsching's »Geographie« und Ebeling's Forts., worunter der von Deutschland in XVI. Blatt, 1789, obenan steht, durch seine Charten über die seit 1803 eingetretenen politischen Veränderungen, durch die Segmente zu 3 Erdgloben, worunter einer von 1½ pariser Fuß im Durchmesser (Nürnb. 1810), durch mehrere zum Theil für den Schulunterricht bestimmte Atlasse und Generalcharten und eine Menge einzelner Charten, Plane 2c. zu Reisebeschreibungen, Büchern und Calendern als praktischer Geograph und Meister in der Mappirungskunst hervorgethan. Insbesondere hat er, durch seine Zeichnungen, die den Kupferstechern zum Vorbilde dienten, mit Hülfe tüchtiger Künstler in diesem Fach, namentlich Karl Jäck's, eine wesentliche Verbesserung der deutschen Landcharten in Hinsicht auf Deutlichkeit, Schönheit und gefällige Vertheilung der Schrift, sowie auf Eleganz in der äußern Form hervorgebracht und bewirkt, daß sie auch hierin mit denen der Franzosen und Engländer wetteifern können. Das Chartenstechen erlernte er gleichfalls ohne Unterricht; er hat jedoch nur wenige seiner Arbeiten selbst gestochen. Ein vollst. Verz. aller s. Werke wird Hitzig's neuestes »Gelehrtes Berlin« enthalten. Es besteht aus beinahe 150 Nummern und zeugt von dem eisernen Fleiße, womit er in der Zeit, die ihm Dienstgeschäfte übrig ließen, für seine Lieblingswissenschaft thätig gewesen ist.

Soubise (Charles v. Rohan, Prinz v.), Marschall von Frankreich, geb. 1715, bekannt bloß durch seine Ungeschicklichkeit und Unfähigkeit als Feldherr. Ein Günstling der berüchtigten Pompadour und einer der Reichsten unter dem franz. hohen Adel, erhielt er bald ein Commando nach Ausbruch des 7jährigen Krieges, sollte zwar von dem Marschall Etrées abhängig sein, allein sein Stolz flüsterte ihm zu, sich von der Hauptarmee zu trennen, und er befand sich (1757) in Gotha eben im Begriffe, ein großes Gastgebot zu halten, als ihn Seydlitz auf eine unerwartete Art überraschte, und das ganze franz. Corps, nebst ihrem Chef Reißaus nehmend, jenem die wohlgedeckte Tafel überließ. Schimpflicher und entscheidender noch war die fürchterliche Flucht, wodurch Soubise die Schlacht bei Roßbach unvergeßlich machte. Dennoch erhielt der, selbst in Frankreich nun zum Spott gewordene Feldherr im folgenden Jahre 1758 ein neues Commando und den Herzog von Broglio zum Beistand. Bloß durch diesen wurde die Schlacht bei Lutternberg (10. Oct.) gewonnen und dennoch ward dem Soubise, als Sieger, zur Belohnung der Marschallsstab; ja man ordnete sogar ihm den Broglio unter, woraus denn freilich für die französische Armee Unfälle in Menge entstanden, die nur durch den Frieden 1763 ihr Ende erreichten. Soubise, der hinlängliche Beweise seiner Untüchtigkeit zum Feldherrn gegeben hatte, kehrte, mit Spottgedichten überhäuft — man hat eine ganze Sammlung (Soubisade) davon — ins Vaterland zurück und starb noch vor Ausbruch der Revolution, 1787.

Soult (Nicolas), Herzog von Dalmatien, geb. 1769 zu St. Amand, ward im 16. J. gemeiner Soldat und beim Ausbruche des Kriegs 1792 bei einem Bataillon Freiwilliger vom Oberrhein Unterofficier. Dies Bataillon kam zur Moselarmee, und S. fand Gelegenheit, sich auszuzeichnen, sodaß er schnell die untern Grade durchlief,

1796 zum Brigade- und 1798 zum Divisionsgeneral ernannt wurde. 1799 machte er gegen Suwaroff den Feldzug in Italien und ward mit Masséna in Genua gefangen, in Folge der Schlacht von Marengo aber wieder frei. Von jetzt an wurden ihm die wichtigsten Aufträge zu Theil und 1804 erhob ihn Napoleon zur Würde eines Reichsmarschalls. 1805 und 1806 nahm er an den Schlachten von Ulm, Austerlitz, Jena, Eylau und Friedland den ruhmvollsten Antheil. Bei dem Ausbruch des Kriegs mit Spanien erhielt er hier einen Oberbefehl, verfolgte Gen. Moore auf seinem Rückzuge und wandte sich dann nach Portugal, aus welchem er sich bald mit Verlust zurückziehen mußte. Er blieb bis 1813 in Spanien und hatte an den wichtigsten Ereignissen in Spanien (s. Spanien und Wellington) Antheil. 1813 aus Spanien abgerufen, um in dem Kriege gegen Rußland und Preußen gebraucht zu werden, ward er nach der für die franz. Waffen so nachtheiligen Schlacht von Vittoria von Dresden aus wieder nach Bayonne geschickt, um den Oberbefehl über die Trümmer des aus Spanien zurückgeschlagenen franz. Heers zu übernehmen. Wellington drängte ihn jedoch bis unter die Mauern von Toulouse zurück und schlug ihn hier abermals (10. Apr. 1814, also 11 Tage nach der Einnahme von Paris und der Restauration der Bourbons). S. erkannte jetzt die Bourbons an und wurde vom Könige zum Militairbefehlshaber in der Bretagne ernannt. Zu Ende 1814 ward er Kriegsminister, welchen Posten er bis zu Napoleons Rückkunft im März 1815 behielt, wo er denselben wenige Tage vor Napoleons Ankunft in Paris an Clarke abgab. Während der 100 Tage wurde S. von Napoleon zum Pair und Majorgeneral ernannt, wohnte den Schlachten von Ligny und Waterloo bei und folgte nach der Capitulation von Paris den Resten des franz. Heers hinter die Loire. Er ward hierauf in die Ordonnanz vom 24. Juli einbegriffen und mußte Frankreich verlassen,

hielt sich, mit Erlaubniß der preuß. Regierung, da seine Gemahlin im Herzogthum Berg zu Hause ist, in Düsseldorf auf, und erhielt im Mai 1819 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Auch ward er in die Marschallswürde wieder eingesetzt und 1825 von Karl X. wieder zum Pair ernannt.

Southcote (Johanne), Schwärmerin, die 1814 mehrere Monate hindurch in London viel Aufsehen erregte, st. den 27. December 1814.

Southey (Robert), k. großbrit. Hofpoet, geb. zu Bristol 1774. 1796 erschien sein episches Gedicht: »Jeanne d'Arc«, wodurch er in einem hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. 1797 gab er eine Sammlung seiner Gedichte und Briefe über seine »Reisen in Spanien und Portugal« heraus. Seine treffliche »Geschichte von Brasilien«, die er 1810 begann, vollendete er später mit dem 3. Bd.

Souverain, der bürgerliche Oberherr, und was zu dieser oberherrlichen Macht und Eigenschaft gehört. Souverainetät, Landeshoheit, bezeichnet daher im Allgemeinen: 1) die Staatsgewalt (d. i. den Inbegriff aller Hoheits- und Regierungsrechte); 2) die Oberherrschaft, d. i. die wirkliche Ausübung, oder den Besitz der Obergewalt. Die Fürsten des ehemaligen deutschen Reichs nannte man halbsouverain (états mi-souverains); denn ihre Landeshoheit war durch die Reichshoheit auch im Innern beschränkt. Betrachten wir nun die Bestandtheile der Souverainetät im völkerrechtlichen Sinne, oder des Rechts, als selbstständiger, von andern unabhängiger Staat zu bestehen, oder mit a. Worten, die Souverainetätsrechte, so betreffen diese seine Fortdauer und Würde, die Unverletzbarkeit seiner Form (Verfassung und Verwaltung), seiner subjectiven und objectiven Bestandtheile (Unterthanen und Gebiet) und aller seiner ursprünglichen

und erworbenen Rechte, mithin auch seine auf diesen beruhenden Verbindungen, Verhältnisse und Handlungen in Krieg und Frieden.

Spaa, Stadt im vormal. Bisthum Lüttich, 10 Stunden von Aachen, in einem romantischen Thale, von waldigen Bergen umgrenzt, hat 500 H. und 3100 E. Die Mineralquellen und Bäder liegen in einiger Entfernung von Spaa. Der Hauptquellen sind 4: der Pouhon, Geronstère, Sauvenière und Tonnelet. Alle sind durch schöne Spaziergänge mit einander verbunden und machen mit den dazwischen liegenden und dazu gehörigen Gebäuden ein großes Ganzes aus.

Spagnoletto, eigentlich Giuseppe Ribeira, Maler, war (nach Fiorillo) zu Xativa unweit Valencia 1588 geb. Er wurde erst des Caravaggio Schüler, aber dann in Rom und Parma durch das Studium der Werke Rafael's und Correggio's auf etwas Höheres hingewiesen. R. malte bloß Staffeleigemälde und behandelte schreckliche und schauderhafte Gegenstände am glücklichsten (z. B. den geschundenen Bartholomäus). In Neapel, Paris, Wien und Dresden befinden sich Werke von ihm.

Spahis oder Sipahis, ein Theil der türkischen Cavalerie, bestehen aus 2 Classen: Spahaoglari, die eine rothe, und Silhatari, die eine gelbe Fahne führen, wenn sie ins Feld rücken. Die Letztern, welche von Hali, Mohammed's Schüler, errichtet worden zu sein behaupten, waren in ältern Zeiten die angesehenere Classe; jetzt aber sind es die Erstern. Die gewöhnlichen Waffen der Spahis sind ein Säbel, eine Lanze und ein Wurfspieß von 2 Fuß Länge (Gerit), den sie mit Kraft und Geschicklichkeit zu werfen verstehen; ein zweiter Säbel, oder vielmehr breiter Degen, ist an dem Sattel des Pferdes angeschnallt; Einige führen Bogen und Pfeile, auch Pistolen und Karabiner, aber sie machen von dem Feuergewehr wenig Gebrauch. Dieses Corps ist im Kriege nur ein unordentlicher Haufe, ohne alle Zucht; sie

sind weder in Regimenter noch Compagnien abgetheilt, sondern marschiren truppweise. Ihr erster Angriff in der Schlacht ist heftig, um die feindlichen Reihen zu trennen; aber wenn ihnen dieses nach einem dreimaligen Versuche nicht gelingt, so fliehen sie zerstreut und unaufhaltsam. Außer den oben erwähnten 2 Classen gibt es noch einige andre Classen, die immer erst beim Anfange des Kriegs, wenn die Umstände es erfodern, geworben werden, und eine angesehenere Classe als die übrigen, Mutafaraca genannt, di. aus ungefähr 500 M. besteht, deren jeder 40 Asper tägliche Löhnung erhält. Die eigentliche Bestimmung der letztern Classe ist, den Großherrn auf Spazierritten und Reisen als Leibwache zu begleiten.

Spalding (Johann Joachim), verdienstvoller Theolog, geb. 1714 zu Triebsees in Schwedisch-Pommern, gest. 1804. Als 90jähriger Greis verschied er ohne eigentliche Krankheit sanft und ohne Schmerz. Einfach war seine Religion. Sittliche Ordnung, Güte, Thätigkeit waren die Grundlagen seines Glaubens an Gott und seine Hoffnung auf Unsterblichkeit. Der jüngere Spalding (Georg Ludwig), geb. 1762, gest. 1811 zu Berlin als Prof. am grauen Kloster und Mitgl. der Akad. der Wissensch., war Philolog.

Spallanzani (Lazaro), Abbate, Naturforscher und Physiker, geb. zu Scandiano im Herzogthum Modena 1729, durchreiste 1779 einen Theil der Schweiz, und 1785 machte er eine Reise nach Konstantinopel, Corfu und Cypern, und beschrieb die Merkwürdigkeiten dieser Gegenden in geologischer und naturhistorischer Hinsicht. Er starb 1799. Seine Entdeckungen, Versuche und Schriften über das Verdauungsgeschäft, über die Fortpflanzung der Frösche, über die Infusionsthierchen, über den Kreislauf des Bluts, und seine Beobachtungen über einen den Fledermäusen eignen Sinn, sind von der größten Wichtigkeit.

Spangenberg (August Gottlieb), Bischof der Brüdergemeinde zu Barby, geb. zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein 1704, starb 1792 zu Bertholdsdorf. Die Brüdergemeinde verdankt der Thätigkeit und Einsicht dieses Mannes, dem seine Redlichkeit die allgemeinste Achtung erwarb, ihren Flor.

Spanheim (Ezechiel), Gelehrter und Staatsmann, geb. zu Genf 1629, starb in England 1710. Er besaß umfassende und gründliche Gelehrsamkeit und hat sich vornehmlich als Antiquar und Kritiker berühmt gemacht.

Spanien, 1) (Geogr.), Königreich im südwestl. Europa auf der pyrenäischen Halbinsel, grenzt nördlich an das biscayische Meer und Frankreich, östlich an Frankreich und das mittelländ. Meer, südlich an das mittelländische Meer, die Meerenge von Gibraltar und das atlantische Meer und Portugal, und ist 8447 QM. groß, mit 11¼ Mill. E. In dem Lande sind viele Gebirge und Vorgebirge. Zu jenen gehören das cantabrische und iberische Gebirge, die Sierra de Guadarrama, de Toledo, de Morena, de Ronda, die Alpujarren, der Montserrat u. a.; die Vorgebirge: de Pennas, Ortegal, Finisterre, Trafalgar, Gibraltar, de Gata, de Palos, St. Martin, St. Antonio, Tortosa, de Creus u. a. Von den mehr als 150 Flüssen sind der Ebro, Guadalquivir, Tinto, Minho, Duero, Tajo, Guadiana, Deba, Durango, Jucar die größten; ferner der Kaiserkanal und der Kanal von Castilien; der See bei Albufera unweit Valencia, die Meerbusen von Biscaya, Corunna, Cadiz, Gibraltar, Alicante und Rosas. Erzeugnisse des Landes sind: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Quecksilber, Kobalt, Marmor, Alabaster, Salz, Salpeter, Getreide, Safran, Citronen, Oliven, Wein, Zuckerrohr, Süßholz, Soda, Baumwolle, Hanf, Flachs, Seide, Wolle von den großen Schafheerden. Die Einw. beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht, vorzüglich Schaf- und

Maulthierzucht, in vielen Fabriken und Manufakturen, und mit Land-, Küsten- und Seehandel. Der König herrscht wieder uneingeschränkt; die Staatseinkünfte werden zu 66 Mill. Gulden, die Landmacht zu 46,000 Mann und die Seemacht zu 34 großen und kleinen Kriegesschiffen angenommen. Eine Schuldenlast von 576 Millionen Gulden drückt das Land sehr. Zu dem spanischen Reiche gehören: a) in Asien und Australien: die Philippinen und ein Theil der Insel Magindanao, die Carolinen und Marianen; 3920 QM. groß, mit 2,250,000 Einw. b) in Afrika: einige Städte in Nordafrika, welche die Presidios bilden, die kanarischen Inseln und 2 Guinea-Inseln; 168 QM. groß, mit 190,000 Ew. c) in Amerika: die Inseln Cuba, Portorico und einige Jungfern-Inseln; 2492 QM. groß, mit 880,000 Ew. Alle außereuropäischen Länder der spanischen Monarchie sind demnach 6580 QM. groß und werden von 3½ Mill. Menschen bewohnt. Das Königreich Spanien besteht aus den Reichen: **A.** Aragonien mit den Königreichen 1) Aragonien, 2) Valencia, 3) Mallorca, 4) Catalonien; **B.** Castilien mit den Königreichen 1) Altcastilien (die Provinzen Burgos, Soria, Segovia und Avila), 2) Neucastilien (die Provinzen Madrid, Toledo, Guadalaxara, Cuenca und la Mancha), 3) Leon (die Provinzen Leon, Palencia, Toro, Valladolid, Zamora, Salamanca), 4) Galicien, 5) Granada, 6) Andalusien (die Königreiche Sevilla, Cordova und Jaen), 7) Murcia, 8) das Fürstenthum Asturien, 9) die Landschaft Estremadura. **C.** das Königreich Navarra. **D.** die Baskischen Provinzen: Biscaya, Guipuzcoa und Alava. **E.** die Stadt Antequera, mit dem Gebiet derselben. — Die Hauptstadt des ganzen Reiches ist Madrid. 2) (Gesch.) **A.** Die alte Geschichte Spaniens umfaßt die Zeiten vor der germanischen Völkerwanderung. Schon im 3. Jahrh. v. Chr. sammelten und übten Rom und Carthago ihre Streitkraft in der für die politische Macht

der beiden Nebenbuhler so wichtigen Halbinsel. Sagunt kämpfte 219 v. Chr. gegen Hannibal, wie Xativa 1707, und Barcelona 1714 n. Chr. gegen Philipp V., und Saragossa 1808 und 1809 gegen Napoleon. Mehr als ein römisches Heer fand hier den Untergang. Der Lusitane Viriathus widerstand an der Spitze seiner Landsleute der römischen Kriegskunst, bis er durch Meuchelmord fiel (140 v. Chr.). Megara an der Spitze der Keltiberer trotzte in Numantia 14 Jahre den römischen Waffen, bis Scipio d. J. (133 v. Chr.) nur über die Asche der Stadt triumphirte, deren Einw. sich selbst verbrannt hatten. Dann ward das in sich fest verwahrte Land der Zufluchtsort mehrerer in Rom gestürzten Volkshäupter. So lebten der Marianer Sertorius in Lusitanien 72 v. Chr. und die Söhne des Pompejus, in Hispania Bätica gegen Cäsar kämpfend, wo Cnejus fiel und Sextus Pompejus dem Sieger bei Munda entrann, unter den Keltiberern. Erst nach 200jährigem Kampfe, als Augusts Feldherr, Agrippa, die Cantabrer besiegte, 25 v. Chr., unterlag ganz Spanien der Macht Roms. Damals gründete August selbst die Colonien Caesar Augusta (Saragossa) und Augusta Emerita (Merida). Seine Rückkunft besang Horaz III, 14. 400 J. hindurch wurzelte römische Sitte und Sprache in den hispanischen Provinzen, welche schon zu Cäsar's Zeit eine Bevölkerung von 40 Mill. gehabt haben sollen. Merida z. B. stellte eine Besatzung von 90,000 M.; Tarragona hatte 2½ Mill. Einw. In den Künsten des Krieges und des Friedens wetteiferte die Halbinsel mit Rom: Pomponius Mela, Seneca, Lucan, Trajan und Theodos d. Gr. waren geborene Spanier. Nur in Cantabrien erhielt sich die celtische Sprache, die noch jetzt in Biscaya erkennbar ist, was Wilh. v. Humboldt's Sprachforschungen bewiesen haben. (s. dessen »Prüfungen der Untersuchung über die Urbewohner Hispaniens, vermittelst der vaskischen Sprache«, Berlin

1821.) B. Spaniens Mittelalter umfaßt die Jahrh. der Gothen und Araber, von der germanischen Völkerwanderung an bis zum Falle Granadas, des letzten maurischen Reichs in Spanien, 1492. Mit dem Anfange des 5. Jahrh. breiteten sich Vandalen, Sueven und Alanen in der Halbinsel aus. Um 419 gründete der kühne Wallia das Reich der Westgothen in Spanien. Er schlug die Vandalen (von denen Andalusien den Namen hat), die hierauf 428 nach Afrika zogen. Von 467 — 484 erweiterte der große Eurich das westgothische Reich durch die Austreibung der Römer und gab ihm die ersten geschriebenen Gesetze. Endlich vernichtete Leowigild 585 das Reich der Sueven in Galicien. Unter seinem Nachfolger Reccared I. erhob sich durch die Einführung des katholischen Glaubens 586 die verdorbene römische Landessprache über das Gothische, und seitdem beruhte die Einheit der hispanischen Völker auf ihrem Katholicismus und dem politischen Einflusse ihrer Geistlichkeit. Aber nach 125 Jahren rief Alarichs bei der Königswahl übergangene Familie die Araber aus Afrika herbei; König Roderich fiel in der siebentägigen Schlacht gegen Tarif bei Xeres de la Frontera in Andalusien 711 vom 19. Juli, einem Sonntag, an jeden Tag erneuert bis zum nächsten Sonntag; darauf ward der größte Theil von Spanien eine Provinz des Khalifats zu Bagdad. Doch schon nach 40 Jahren (756) entriß Abdorrhaman I., der letzte Ommajade, Spanien den Abassiden, und stiftete ein eignes Khalifat zu Cordova, das aber seit 1038 zerfiel, indem einzelne Statthalter sich unabhängig machten und Könige nannten. So regierten arabische Fürsten zu Saragossa, Toledo, Valencia und Sevilla. Hier wurden fast allgemein maurische Sprache und Sitten herrschend; jedoch behielten die Christen vorzüglich unter den Morabethen freie Religionsübung; auch ließen die Araber ihren neuen Unterthanen (Mozaraber, d. i. unechte Araber genannt) ihre Sprache, Ge=

setze und Obrigkeiten. Zu gleicher Zeit breitete sich die Juden sehr in Spanien aus. Unterdessen behaupteten die Westgothen, unter dem Helden Pelayo und unter dessen Nachkommen zu Gijon, dann zu Oviedo, endlich (996) zu Leon, — in den Gebirgen Asturiens und Galiciens ihre Freiheit. Denn indem sich die maurischen Staaten durch Stammwechsel und innere Trennung schwächten, gelang es den christlichen Königen, ein Land nach dem andern den Arabern zu entreißen, bis nach dem großen Siege, den die vereinten christlichen Fürsten bei Tolosa in der Sierra Morena 1220 über die Almohaden erfochten, den Arabern zuletzt nur das Königreich Granada blieb, welches aber auch 1246 die castilische Lehnshoheit erkennen mußte, und endlich 1491 von Ferdinand und Isabella erobert ward. In der arabischen Periode blühten in Spanien Landbau, Handel, Künste und Wissenschaften; die Volksmenge war beträchtlich. In Tarragona lebten 80,000 Familien oder 350,000 Einw. Die reiche Stadt Granada enthielt in 70,000 H. 250,000 Bew. und stellte 50,000 Krieger. Die Ommajaden standen mit den byzantinischen Kaisern in Verbindung. Die hohen Schulen und die Bibliotheken zu Cordova u. a. a. O. wurden von den Christen besucht, als Sitze der griechisch-arabischen Literatur und der Aristotelischen Philosophie. Das übrige Europa erhielt von hier aus die neuen Zahlzeichen, Kenntniß des Schießpulvers, das Lumpenpapier u. a. m. Unter den gothischen Spaniern erhob sich der ritterliche Muth religiöser Begeisterung, welche zur Stiftung mehrerer Ritterorden Veranlassung gab. Der große Cid oder Don Rodrigo Diaz de Vivar el Campeador, der Kampfheld ohne Gleichen, ward seit dem Ende des 11. Jahrh. der Held des Zeitalters wie der Ritterpoesie. (s. Joh. v. Müller's Werke, VIII.) Der romantische Aufschwung eines Nationalgefühls, das im Glauben und in der Kirche seine Stütze fand, rettete die einzelnen christlich-gothischen Staaten,

Navarra, Aragonien und Asturien, aus vielen innern und äußern Gefahren. Die Grafschaft Castilien, anfangs Burgos genannt, wurde 1028 ein eignes Königreich, und Ferdinand I. vereinigte mit demselben Leon nebst Asturien, durch Vermählung 1035. Für ihn eroberte der große Cid ein Stück von Portugal. Das Königreich Navarra bestand schon seit dem 9. Jahrh. Mit ihm grenzte Karls d. Gr. spanische Mark, oder das den Arabern bis an den Ebro entrissene Land, südlich von den Pyrenäen. Hier regierten in der Grafschaft Barcelona, oder dem jetzigen Fürstenthum Catalonien, angesehene Vasallen, bis einer derselben, Raimund V., durch Vermählung König von Aragonien wurde (1135), dessen Mannsstamm daselbst 258 Jahre regierte. Damals eroberte Alfons VI. (st. 1109), König von Leon, Castilien und Galicien nebst Portugal bis an den Montego, das arabische Reich Toledo, oder Neucastilien; doch überließ er Portugal seinem Schwiegersohne Heinrich von Burgund. Noch mehr that Ferdinand III., der Heilige. Er eroberte Cordova, Murcia, Jaen, Sevilla, Cadiz und machte sich Granada lehns- und zinsbar. Insbesondere ward er 1252 der eigentliche Gründer des castilischen Staats, durch das Gesetz der Untheilbarkeit und der Erstgeburt. Doch blieb das Ganze ein unvollkommener Verein einzelner Länder, indem die 22 Provinzen, welche das Königreich Castilien ausmachten, nur nach und nach an Leon und Burgos angereiht worden waren. Auch hatten die den Juden in Spanien im Mittelalter bewilligten Vorrechte einen nachtheiligen Einfluß auf die Staatsverfassung und das öffentliche Wohl. Man stellte sie daselbst nämlich fast den Edelleuten gleich; sie erhoben sich nun zu Finanzministern, Generalpächtern der Könige und zu Haushofmeistern und Pächtern der Großen, zogen dadurch alles baare Geld an sich, und brachten es endlich durch einen grenzenlosen Wucher dahin, daß eine allgemeine Verfolgung gegen sie ausbrach,

und sie 1492 auf ewig verwiesen, 800,000 an der Zahl, Spanien verlassen mußten. Die innere Ausbildung aber ward durch fehlerhafte Einrichtungen, besonders der Steuern, durch übermächtige Vasallen, schlechte Könige und Familienstreitigkeiten sehr gehindert, sodaß auch der dritte Stand in Castilien 200 Jahre später (nicht vor 1325) und mit wenigern Vorrechten aufkam als in Aragonien. Indeß schränkten die Cortes, oder die Reichsstände, welche aus der Geistlichkeit, dem hohen Adel, den Ritterorden und (18) großen Städten (**Ciudades**) bestanden, die königl. Gewalt ein, ohne daß dadurch ein gesetzmäßiger Zustand befestigt ward. In Aragonien hingegen (seit 1035 ein Königreich), das Alfons I., der Schlachtengewinner, nach Saragossas Eroberung 1115, ganz besaß, hob sich, zuerst unter allen europäischen Staaten, der dritte Stand, schon vor der Mitte des 12. Jahrh., und es bildete sich daselbst eine festere politische Ordnung. Die Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Ständen, oder dieser unter einander entschied ein Oberrichter, Justitia genannt. (s. Mariana, »**Teoria de las Cortes etc.**«, Madr. 1812.) Daher und durch die Weisheit seiner Könige ward das Land blühend. Aragonien begriff, außer dem schon 1135 damit verbundenen Catalonien nebst Cerdagne, auch noch die Grafschaft Roussillon, Montpellier, die Balearen oder Majorca seit 1220 fg. (wo jedoch von 1276—1344 eine Seitenlinie regierte); ferner: Valencia seit 1238, Sicilien seit der sicilianischen Vesper 1282, und Sardinien seit 1326. Indeß bildeten, nach Jakobs II. des Gerechten Anordnung von 1319, nur die Staaten Aragonien, Catalonien und Valencia, jedes mit seiner eignen Verfassung, eine ewige Vereinigung. Nach manchem Regenten- und Länderwechsel legte die Vermählung des Prinzen Ferdinand von Aragonien (s. Ferdinand V., der Katholische) mit Isabellen, der Erbin von Castilien, 1469 den Grund zur Vereinigung der Krone von Castilien und

Aragonien. Diese erfolgte mit Ferdinands Thronbesteigung 1479. (s. Murphy's Prachtwerk über die »Arabian antiquities of Spain«, London 1816, und die aus noch unbenutzten Quellen von Shakspeare und Horne dazu verfaßte »Introduct. to the history of the Mohametan Empire in Spain«; vorzüglich Conde's »Hist. de la dominacion de los Arabes en España«, Madr. 1820 fg., 3 Thle., deutsch von Rutschmann, 2 Bde., Karlsruhe 1824 fg.; ferner die »Gesch. der Westgothen« von Jos. Aschbach, Frankf. a. M. 1827; und D. E. A. Schmidt, »Gesch. Aragoniens im Mittelalter«, Leipz. 1828.) — C. Mit jener Vereinigung, mit der völligen Bezwingung der Mauren und mit der Entdeckung Amerikas beginnt Spaniens neue Geschichte. Hier tritt anfangs die junge Monarchie sofort an die Spitze des europäischen Staatensystems; allein von politischem und geistigem Drucke ausgedorrt, altert sie schnell, bis der Stamm der spanischen Habsburge abstirbt (1700). Nun erhebt sich Spanien als Macht vom 2. Range unter den Königen aus dem Hause Bourbon, allein diese regieren ohne Cortes, schließen sich an Frankreichs politisches System an, und versinken endlich in Napoleons Machtstrom (1808), was zunächst den Abfall des spanischen Amerika zur Folge hatte. (s. Südamerikan. Revolution.) Nur das spanische Volk errettet sich und die Dynastie von dem politischen Untergange; zugleich gibt es sich, als Bürgschaft einer bessern Zukunft, eine neue Staatsform (1812), die jedoch seit 1814 der Willkür und der Inquisition weichen muß, bis sie 1820 durch das Heer wiederhergestellt wird, worauf Spanien an seiner politischen Wiedergeburt aufs neue arbeitet, in diesem Beginnen aber durch den Kampf mit den Parteien im Innern aufgehalten, und von dem Auslande in seinen vorigen Zustand zurückgestoßen wird. Damit beginnt im April 1823 Spaniens neueste Geschichte. **I. Von 1479—1700.** Spanien hatte, als Ferdinand

und Isabella die Monarchie gründeten, eine Bevölkerung von ungefähr 14 Mill., die aber durch Sitten und Gesetze vielfach getrennt war. Es begann daher jetzt für sie eine gänzliche Umbildung zur Nationaleinheit, welche 3 Menschen von solcher Kraft und solchem Charakter, wie Isabella, Ferdinand und der Cardinal Ximenez waren, die 43 Jahre nach einem Plane arbeiteten, wol gelingen mußte. Zuerst ward durch eine strenge Rechtspflege und durch die Einrichtung der Hermandad der allgemeine Landfriede hergestellt. Insbesondere gewann aber die königl. Macht an Kraft und Umfang durch die Einführung des Inquisitionsgerichts 1484 und durch die Verbindung der Großmeisterthümer der 3 großen castilischen Ritterorden mit der Krone. Granada ward nach einem 10jährigen Kampfe erobert 1491; bald darauf nahm aber die für Spanien so verderbliche, und im Verfahren ebenso ungerechte als grausame Verfolgung der Juden und Mauren ihren Anfang. Sie sollten sich taufen lassen, oder Spanien räumen. Bis dahin hatte in Spanien Duldung geherrscht. Fürsten und Edle kämpften einst sogar für die Albigenser, und Aragoniens Könige trotzten schon im 13. Jahrh. dem päpstl. Bannfluche. Durch jenes Verfolgungssystem aber wurden jetzt Ruhe und Wohlstand im Innern zerrüttet. Auch zog die 1492 von Isabelle durch Christoph Colombo ausgeführte Entdeckung Amerikas die Thätigkeit der Nation vom Anbau des Mutterlandes immer mehr ab, und Habsucht mit Fanatismus gepaart erschuf in Westindien ein unvernünftiges Colonialsystem. Ueberhaupt nahm Spaniens Politik unter Ferdinand d. Kath., bei der Erwerbung von Cambray und der Eroberung des diesseitigen Navarra, den Charakter der Hinterlist und Ländersucht an, so fest übrigens der Kriegsruhm der Nation durch einen der ersten Feldherrn seines Zeitalters, Gonzalvo Fernandez von Cordova, und durch des großen Ximenez Feldzug in Nordafrika gegründet ward. Als nun

der mit Philipp von Burgund vermählten Infantin Johanna Sohn, Karl I. (als Kaiser in Deutschland V., s. d.), seinem Vater in den Niederlanden, seinem mütterlichen Großvater 1516 in Spanien, und seinem väterlichen Großvater in den östreich. Erblanden 1519 gefolgt, als der Aufstand des Volks in Valencia und Majorca, besonders in Castilien 1520, wo der dritte Stand eine freiere Verfassung foderte, mit Hülfe des Adels unterdrückt, und der wichtigste Theil der bisherigen Nationalrechte durch die Trennung der ständischen Berathungen vernichtet war: so erhob sich Spanien in den 4 Kriegen, die Karl mit König Franz I. von Frankreich führte, und durch die er Mailand erwarb, zur ersten militairischen und politischen Macht in Europa. Der Sieg bei Pavia (24. Febr. 1525), nach welchem Franz I. Karls Gefangener in Madrid bis zum Frieden von Madrid (14. Jan. 1526) war, und Karls glorreicher Zug nach Nordafrika, 1535, verbreiteten den Ruhm der spanischen Waffen in ganz Europa. Doch flossen die Reichthümer des von Cortez seit 1518 eroberten Mexico und des von Pizarro und Almagro seit 1528 eroberten Peru und Chile jetzt bei weitem noch nicht hinreichend in die königl. Schatzkammer, sodaß die die Kroneinkünfte erschöpft, die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden mußten. Dagegen beförderte die 35jährige Verbindung Deutschlands mit Spanien den Völkerverkehr beider Länder. Allein die Kraft der gewaltigen Monarchie ward, ohne einen großen Plan, erschöpft in 42jähriger Herrschsucht von Philipp II. (s. d.). Tyrannischer Druck und Glaubenszwang, Krieg und Aufruhr rissen die Niederlande los und entvölkerten die übrige Monarchie, ohne daß die Eroberung von Portugal, das mit Spanien von 1581—1640 verbunden blieb, den Verfall des Reichs aufgehalten hätte. England und Holland siegten über Spaniens Seemacht und Handel, und Philipp starb 1598, wie ein bankbrüchiger Schuldner. Unter seinen schwa-

chen Nachfolgern, Philipp III. (starb 1621), Philipp IV. (st. 1665) und Karl II. (st. 1700), rissen die Mißbräuche in der Verwaltung immer tiefer ein. Eine unheilbare Wunde schlug dem Lande die Vertreibung von 600,000 Moriscoes 1609. Ueberhaupt betrug der Verlust an Menschen, den Spanien durch die Verfolgung der Araber erlitt, gegen 2 Mill., und der durch die Vertreibung der Juden gegen 800,000. Auch wurden die südlichen Küsten durch die fortwährenden Raubzüge der nordafrikanischen Seeräuber entvölkert. Günstlinge, wie Lerma und der Graf Olivarez, spielten stolz oder leichtsinnig mit den Kräften des Reiches. Strenge Mittel, die Olivarez anwenden wollte, erregten Aufruhr, und Mazarin nöthigte Spanien im pyrenäischen Frieden 1659, die Ueberlegenheit Frankreichs anzuerkennen. Es verlor hierauf im aachner Frieden 1668, im nimwegischen 1678, und durch die Reunionen Ludwigs XIV. mehrere Plätze in den Niederlanden und die Franche Comté. Nach dem Tode Karls II. aber, 1700 sank die Monarchie in dem spanischen Erbfolgekriege ganz von ihre alten Höhe herab, und die Volksmenge, welche 1688 in Spanien kaum noch 11 Mill. betrug, verminderte sich in den ersten 14 Jahren des 18. Jahrh. bis auf 8 Mill. — II. Von 1700—1808. Karl II. der letzte spanische Habsburg, hatte in seinem zweiten Testamente einen Enkel seiner ältern Schwester, der Gemahlin Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, den zweiten Sohn des Dauphin, zum alleinigen Erben aller seiner Reiche eingesetzt, um die von England, Holland und Frankreich in dem sogen. Partage-Tractate beschlossene Theilung der spanischen Monarchie zu verhindern.

(Beschluß d. A. im nächsten Bdchn.)

Ende des siebenundfunfzigsten Bändchens.